

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 2/1992



Inhalt

Judith Oexle/ Helmut Schlichtherle	Bergung eines mittelalterlichen Lastschiffes aus dem Bodensee	37
Richard Strobel	Die spätromanische Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd – ein „Luxusbau“ von 1870?	44
Gabriele Weber	„Hanc Dux Berchtoldus...“ Zur Wiederauffindung eines zähringischen Inschriftenfragmentes von der Breisacher Burg	52
Birgit Tuchen	„... Reinlichkeit ist mir ein Graus...“ Das Badhaus der Stadt Wangen im Allgäu als Beispiel mittelalterlicher Gesundheitspflege	55
Babette Ludowici	Ein Tonmodell des 14. Jahrhunderts aus Calw-Stammheim	61
Wolfgang Stopfel	Denkmäler alternativer Architektur Eine Aufsatzreihe	64
Gitta Reinhardt-Fehrenbach	Das Messerschmitt-Haus Vom Flugzeugbau zur Systembauweise	65
Leo Schmidt	Die Hütte	68
	Mitteilung	71
	Buchbesprechungen	71

Titelbild

Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd, Blick vom Langhaus in den Chorraum. Aufnahme 1990. Zum Beitrag Richard Strobel: Die spätromanische Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd – ein „Luxusbau“ von 1870?

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG - Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1 - Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebefüßler · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 7022 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfreiem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Bergung eines mittelalterlichen Lastschiffes aus dem Bodensee

Judith Oexle/Helmut Schlichtherle

Schon zu Zeiten der Römer befuhr man das 'Schwäbische Meer' mit Kriegs- und Handelsschiffen. Tiberius rüstete 15 v. Chr. eine Flotte aus, und für die Spätantike liegen Notizen vor, wonach auf dem See eine Barkenflotte stationiert war. Überfahrt und Warentransport gehörten zum Alltag der See-Alemannen. Zünfte von Schiffsleuten und Fischern bezeugen die steigende Bedeutung des Wasserweges im Mittelalter. Verlässliche historische Quellen zu Aussehen und Konstruktion der Schiffe liegen jedoch nur spärlich vor. Erst ab dem 16. Jahrhundert mehren sich schriftliche und bildliche Darstellungen. Die letzten der ohnehin kurzlebigen hölzernen Lastensegler wurden in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufgegeben. Einige Fotos vermitteln auch hier ein nur ungenügendes Bild. Der Fund eines mittelalterlichen Lastenseglers und seine archäologische Bergung geben erstmals einen authentischen Einblick in die vergessene Schiffstechnik am Bodensee.

Entdeckung und Anlaß der Fundbergung

Im Jahr 1981 machten sich die Schüler D. Hakelberg und Th. Rosinski auf die Suche nach Spuren vorgeschichtlicher Pfahlbausiedlungen im Bodensee und entdeckten dabei freigespülte Teile eines großen Holzschiffes. Das Schiffswrack lag in der Flachwasserzone unter Sandbedek-

■ 1 Das Heck des Schiffes von Immenstaad während des ersten Bergungsabschnittes. Der noch nicht freigelegte Bug schwimmt im Vordergrund durch die Wasserfläche.



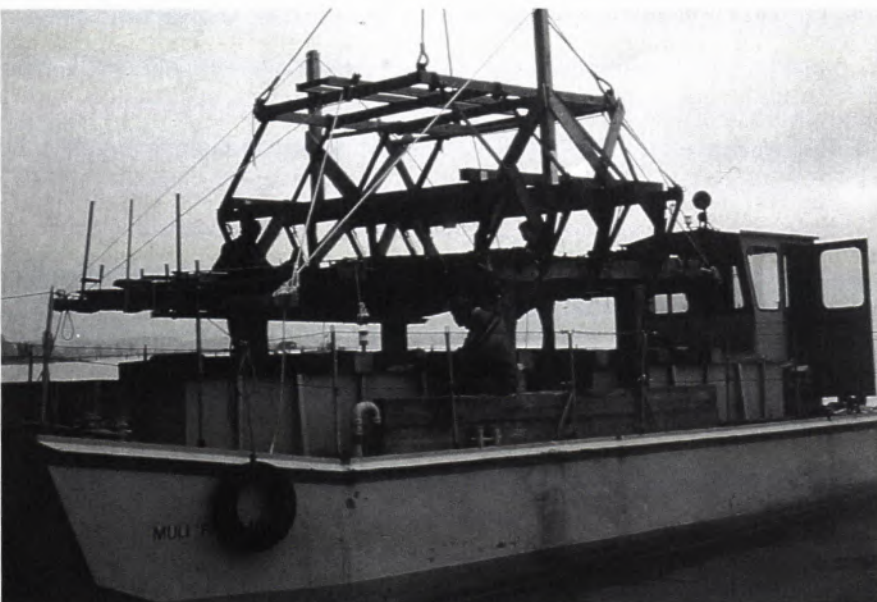
kung im Vorfeld des Strandbades von Immenstaad (Bodenseekreis). Hier bestanden im Schutz einer Landzunge, des „Kippenhorns“, bislang gute Erhaltungsbedingungen. Begehungen der Fundstelle bei Niedrigwasser, jeweils in den Wintermonaten der Folgejahre, zeigten jedoch fortschreitende Erosionserscheinungen. Der seewärts gerichtete Bug und Teile der Bordwand kamen immer deutlicher zum Vorschein. In Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, das inzwischen informiert worden war, erfolgten dann weitere Beobachtungen und taucharchäologische Erkundungen. Neben dem Schiffswrack fanden sich an der Spitze des Kippenhorns zudem mehrere Pfahlfelder, deren Holzart und Erhaltungszustand dafür sprechen, daß hier mittelalterlich-neuzeitliche Uferbauwerke, wahrscheinlich Landebrücken, Seezeichen und Wellenbrecher bestanden. Ein Teil dieser Pfählungen ist bei den Planierarbeiten zur Arrondierung des Strandbadgeländes zwischen 1984 und 1989 angeschnitten und zerstört worden. Die Entdecker führten 1984 eine genauere Einmessung des Schiffswracks durch, und es ist ihrer Aufmerksamkeit und der Verständnisbereitschaft des Ortsbauamtes Immenstaad zu verdanken, daß tiefgreifende Zerstörungen im Bereich des Schiffswracks verhindert werden konnten. Der Schutz der Fundstelle, die schwer kenntlich im Flachwasser lag, war indessen nicht einfach. Mehrfach fuhren Baufahrzeuge darüber hinweg und beschädigten herausragende Teile der Bordwand. Eine Absperrung verhinderte 1989 weitere Schäden. Indessen war die Erosion vorgerückt und hatte größere Teile des Buges völlig freigelegt, so daß Badegäste bereits auf den Bugbrettern wippen konnten. Die freiliegenden Teile gaben zu erkennen, daß es sich um ein Lastschiff aus Eichenholz handeln mußte, das auf mindestens 15 m Länge erhalten war. Die erstaunlich gute Erhaltung des Holzes ließ zunächst eher ein neuzeitliches Schiff, etwa eine „Lädine“ oder einen „Segner“ des 18. Jahrhunderts vermuten. Genauere Indizien zur Datierung lagen nicht vor. Da am Bodensee kein einziges hölzernes Lastschiff bis in die Gegenwart überlebte, und nur wenig Verlässliches über die lokale, historisch seit der Römerzeit belegte



■ 2 Hebung des Heckteils mit Gurtrien und Balkenkonstruktion.



■ 3 Hebung des Heckteils.



■ 4 Verladung des Mittel- und Bugteiles auf das Transportschiff.



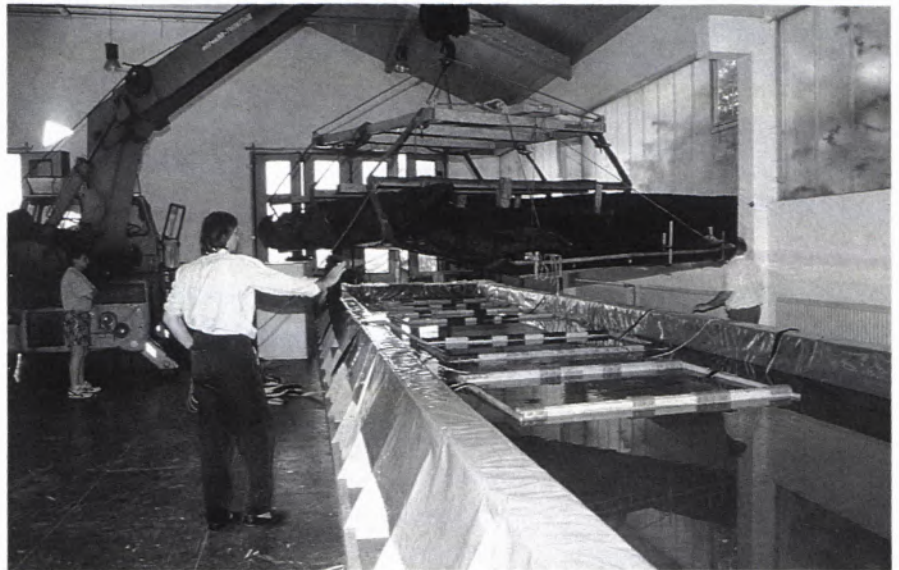
■ 5 Grabungsarbeiten im Heck des Schiffes.

Schiffsbautradition bekannt ist, war die besondere Bedeutung des Fundes bereits abzuschätzen.

Als sichtbar wurde, daß sich das Schiff an seinem Fundort nicht länger halten ließ, stellte die Frage nach einer sachgerechten Konservierung und Unterbringung des Großobjektes die Archäologische Denkmalpflege vor zunächst unüberwindliche Probleme. Die Einrichtung eines Konservierungslabors für Holzfunde im Rahmen des neu gegründeten Zweigmuseums des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg in Konstanz sowie die damit verbundene Planstelle für einen Holzrestaurator eröffneten 1990

erstmals die Aussicht auf eine sachgerechte Behandlung des Fundes, so daß eine Bergung ins Auge gefaßt werden konnte. Die niederen Winterwasserstände 1990/91 boten eine günstige Gelegenheit, die Hebung vorzubereiten. Hierzu standen in der Arbeitsstelle Hemmenhofen Erfahrungen der Pfahlbauarchäologie mit archäologischen Grabungen in der Flachwasserzone zur Verfügung. Die Bergung eines derart großen Objektes war dennoch ein schwieriges, mit einigen Risiken behaftetes Unterfangen. Es war in diesem Zusammenhang wichtig, von Erfahrungen des Deutschen Schiffahrtsmuseums in Bremerhaven profitieren zu können. Allen Beteiligten sei an

■ 6 Transport in die Konservierungswanne. Auf der Wasseroberfläche schwimmende, gepolsterte Holzrahmen dienen einer besseren Zirkulation der Konservierungsflüssigkeit, wenn sie – vom Schiffsboden hinabgedrückt – für Bodenfreiheit sorgen.



■ 7 Das Schiff in der Konservierungswanne, einem Behälter aus Holz und Teichfolie. Hier wird die Tränkung mit Zuckerlösung erfolgen.

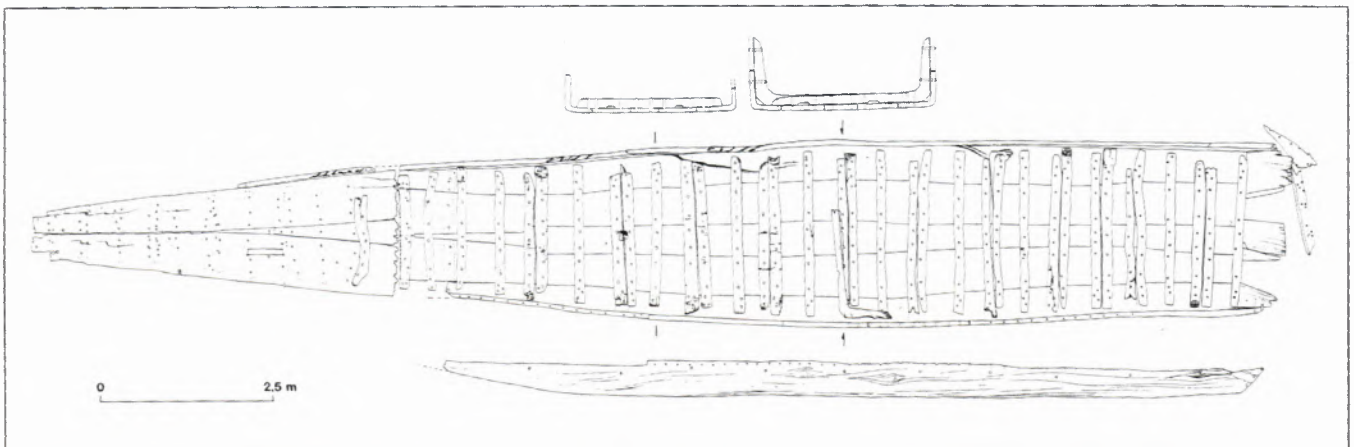
dieser Stelle für das außerordentliche Interesse und die konstruktive Zusammenarbeit besonders gedankt.

Bergungsvorgang im Polder und unter Wasser

Im November 1990 fanden taucharchäologische Untersuchungen zur Entwicklung eines Bergungskonzeptes statt. Zunächst war vorgesehen, das Schiff bei Niederwasser freizulegen, zu unterfangen, mit einer Stahlrohrkonstruktion zu umgeben und bei ansteigendem Frühjahrshochwasser mit Hilfe von Auftriebskörpern zu heben. Der Transport sollte dann ebenfalls in diesem Metallrahmen mit Schwimmkörpern auf dem Wasserwege erfolgen. Dieses Konzept mußte bald aufgegeben werden, da sich der Transport durch die Stromschnellen des Rheinausflusses bei Konstanz schwierig gestaltet hätte. Bei den Freilegungsarbeiten des landwärtigen Schiffsteiles, die am 4. März 1991 begonnen wurden,

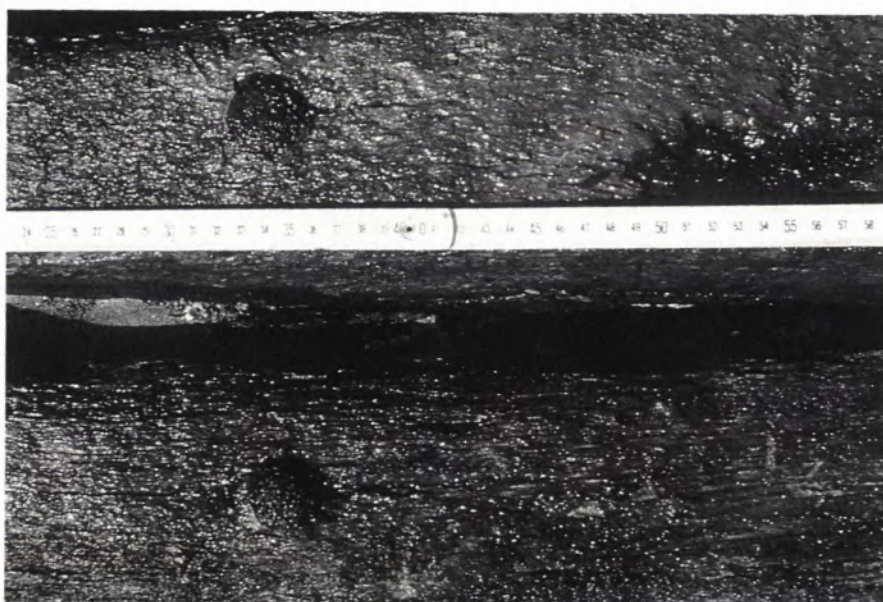
zeigte sich zudem überraschend, daß das Schiff erheblich weiter an Land reichte, als zunächst angenommen. Das Heck lag unter dem Strandwall, so daß es mit Hilfe eines Baggers von seiner Sedimentlast befreit werden mußte, bevor im Umfeld ein tiefer Graben ausgeschachtet werden konnte. Da die Sande des Strandwalles hier wieder nachzurutschen drohten, mußte man die Grabenkanten landwärts mit einer Sandsackmauer abfangen und seewärts an der Wasserlinie einen Polder aus Sandsäcken errichten. Dieser quer über das Mittelschiff verlaufende Damm verhinderte das Eindringen von Wasser und Wellen in das Grabungsloch, das nun von Pumpen trocken gelegt wurde. Erst jetzt ließ sich das Schiffsholz ungestört reinigen und zeichnerisch dokumentieren. Eine Hebung in zwei Teilen war nun unumgänglich, da

■ 8 Zeichnerische Planaufnahme des Schiffes im Fundzustand und konstruierte Querschnitte.





■ 9 Die Mastspur des Schiffes, eingetieft in zwei beieinanderliegende Spannten.



■ 10 Runde Holzdübel halten Spannten und Planken zusammen.



■ 11 Der Übergang vom Schiffsboden zur Bordwand – eine L-förmige Übergangsplanke aus einem Stück.

■ 12 Lastschiffe nehmen vor Konstanz Waren auf. Darstellung aus der Weltchronik von Hartmann Schedel, 1493. Sieht man von einer gewissen Abstraktion des Holzschnittes ab, so entsprechen die Schiffsdarstellungen dem Fund von Immenstaad recht gut.



■ 13 Lastensegler vor Schloß Montfort, Langenargen, auf einem Kupferstich von J. H. Bleuler, 1800. Die aufkommende Dampfschiffahrt machte 1842 dem ruhigen Bild der quergestellten Rahsegel ein Ende.



der Sandsackdamm nicht beseitigt werden konnte, ohne ein erneutes Zusammenrutschen des Grabungsloches auszulösen. Das hintere Drittel des Schiffes unterfing man mit Hebegurten, die durch eine Balkenkonstruktion über dem Schiff gespreizt wurden, um so den Druck der Gurte von den Bordwänden abzuhalten. Am 30. April erfolgte unter großem Interesse der Presse die Hebung des Schiffsteiles mit Hilfe eines Autokranes und der Abtransport auf dem Wasserweg mit einem flachgängigen Arbeitsschiff des Wasserwirtschaftsamtes Ravensburg.

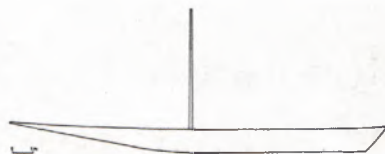
Nach Abriß des Sandsackdammes baggerten wir dann im Flachwasser erneut beidseitig des Schiffes einen Graben. Die weitere Freilegung erfolgte durch Taucher mit Wasserdruck aus einer Feuerwehrspritze. Der zweite Bergungsabschnitt konnte am 29. Mai – wieder durch Hebung mit Autokran und Transportschiff – abgeschlossen werden. Die Schiffsteile blieben dann noch einige Tage unter Wasser im Hafenbecken einer Werft in Radolfzell, bis

man sie in das nun fertiggestellte Konservierungsbecken in einer der Werfthallen brachte. Dort lagen sie zunächst wiederum in Wasser. Während des gesamten Bergungsvorgangs war darauf geachtet worden, daß die Oberfläche des Holzes nicht abtrocknete, denn dies hätte die Chancen einer erfolgreichen Konservierung von vornherein gemindert.

Konstruktion des Schiffes

Der vollständige Schiffsboden mißt vom Bug bis zum Heck 18,30 m, seine Planken wurden von 51 Spannten und Querhölzern zusammengehalten, von denen 36 in situ erhalten sind. Zwei solcher immer paarweise auftretender Spannten bildeten mittschiffs die Mastspur. Zudem fanden sich Teile des Heckspiegels. Der Bootskörper besteht ausschließlich aus Eichenholz. Lediglich die Fugen der Heckpartie sind von außen durch eisengenagelte dünne Buchenleisten besetzt, die möglicherweise eine spätere Reparatur- und Abdichtungsmaßnahme darstellen.

In gleicher Weise ist auch die überblattende Anstückung der Planken am Bug von außen überdeckt. Nur hier und am Heck sind Eisennägel verwendet, alle anderen Verbindungen sind mit Dübeln aus Eiche hergestellt. Die Dübellöcher zeigen Teerspuren: die leicht konischen Dübel waren offenbar in vorgeteerte Bohrlöcher gesetzt worden. Reste einer Kalfaterung mit pflanzlichen Fasern sind nur an wenigen Stellen zwischen den Planken auszumachen. Die Planken dürften so passend gefügt worden sein, daß durchgehende Abdichtungen nicht erforderlich waren. Von besonderem Interesse ist die Verbindung von Boden und Bordwand, die L-förmige Übergangsplanke stellt hier eine äußerst steife Verbindung her. Die L-förmigen, aus einem riesigen Eichenstamm 'en bloc' herausgearbeiteten Planken sind als archaisches Element einer Schiffsbautradition zu verstehen, die im Alpenvorland über gallo-römische Schiffsfunde des Schweizer Mittellandes zurückverfolgt werden kann und letztlich auf die Herstellung von Einbäumen zurückgeht. Schiffstypologisch gesehen ist der Fund von Immenstaad nach D. Ellmers in die Gruppe der „vergrößerten Einbäume“ zu stellen und besitzt deutliche Entsprechungen zu anderen Funden sog. prahm-artiger Boote, deren Hauptverbreitungsgebiet in Mittel- und Nordeuropa liegt. Das äußerst schlanke Boot von Immenstaad zeigt darüberhinaus Eigenheiten, die es im Vergleich zu anderen archäologischen Schiffsfunden noch genauer zu untersuchen gilt. Unklar ist vorläufig auch seine Stellung innerhalb der regionalen Schiffsbautradition des Alpenvorlandes. Die historisch bekannten, von J. Leidenfrost 1975 in dem Buch „Die Lastschiffe des Bodensees“, beschriebenen „Lädinen“ und „Segner“, haben wenig Ähnlichkeit mit diesem Fund. In seiner schlanken Form ähnelt er eher einem Flußschiff.



■ 14 Erster Rekonstruktionsversuch des Schiffes von Immenstaad, aufgrund von Formanalysen und Gewichtsberechnungen durch J. Leidenfrost.

Dendrochronologische Datierung

Während des ersten Bergungsabschnittes sind Holzproben aus dem Schiff entnommen worden, die im Archäodendrologischen Labor Hemmenhofen umgehend zur Untersuchung kamen. Bei der dendrochronologischen Untersuchung deckte sich der letzte Ring der ermittelten Sequenz mit dem Jahrringkalender auf das Jahr 1325 n. Chr. An zwei der untersuchten Proben war zwar Splintholz, aber nicht der letzte Jahrring, die sog. Waldkante erhalten, so daß das Fälldatum der Stämme auf 1334 ± 10 Jahre geschätzt werden kann. Da es aus technischen Gründen anzunehmen ist, daß das Holz in grünem Zustand verbaut wurde, war das Schiff wahrscheinlich ab dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts in Gebrauch.

Erhaltungszustand und Restaurierung

Einstichproben zeigen den unterschiedlichen Erhaltungszustand des Bauholzes. Umwelteinflüsse und Mikroorganismen haben die Schiffsplanken bereits angegriffen und eine etwa 1,5 cm dicke Schicht des Holzes abgebaut und aufgeweicht. Der Kern der Bretter zeigt sich jedoch enorm fest und zäh. Würde man ein solches Holzobjekt einfach der Luft aussetzen und trocknen lassen, so verlöre es seine äußere Form, die weiche Holzschicht bekäme unzählige Schwundrisse und

löste sich vom harten Kern. Die gesamte Außenhaut des Schiffes könnte sich ablösen, damit wäre der feste Zusammenhalt der Planken und Spanten verloren und die Werkspuren auf den bearbeiteten Holzoberflächen würden verschwinden. In Gesprächen mit dem Deutschen Schiffahrtsmuseum wurden die Vor- und Nachteile verschiedener Konservierungsmethoden abgewogen. Man entschloß sich, die Konservierung als gemeinsames Projekt zwischen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg und dem Deutschen Schiffahrtsmuseum (Bremerhaven) in Angriff zu nehmen. Auf Empfehlung dieser Institution, die ein Konzept dafür erarbeitet hat, wird erstmals in Deutschland für ein derart großes Objekt die „Zuckermethode“ zur Anwendung kommen. Diese sieht eine stufenweise Sättigung des Schiffes mit einer Zuckerlösung vor, so daß am Ende der Zucker in den Zellräumen des Holzes auskristallisiert und ein Kollabieren der Holz-zellen verhindert. Da die Konservierung archäologischer Holz-funde eine im praktischen Vollzug heikle, von vielen Faktoren abhängige Prozedur darstellt, wird es wesentlich vom Geschick und von der Erfahrung des Holzrestaurators abhängen, in welchem Zustand nach 2–3 Jahren das Schiff aus seiner Konservierungswanne hervorgehen wird.

Dr. Judith Oexle

Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg
Außenstelle Konstanz
Benediktinerplatz 5
7750 Konstanz

Dr. Helmut Schlichtherle

LDA · Archäologische
Denkmalpflege
Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen

Die spätromanische Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd – ein „Luxusbau“ von 1870?

Richard Strobel



■ 1 Johanniskirche 1992 von Nordwest.

Für den Kenner wäre der Widerspruch im Titel auch ohne das Fragezeichen klar formuliert und nicht allzu widersprüchlich. Die bekannte staufische Kirche in Schwäbisch Gmünd mit ihrem schlanken, campanileartigen Turm hat mehrfache Restaurierungen hinter sich, die eingreifendste 1869–80, die letzte 1960–76. Dem Liebhaber wird es freilich in solcher Formulierung sauer aufstoßen. Für ihn verkörpert die Johanniskirche unbeschadet aller Ergänzungen, aller Veränderungen einen spätromanischen Bau, typisch für das spätkommende, schmuckreiche Schwaben, den man wie die Staufer-Romanik nur insgesamt akzeptieren kann. Was gilt da schon die Frage der Spezialisten nach echtromanisch und neu-romanisch, wenn nur der Gesamteindruck

stimmt? Dennoch genießt die Johanniskirche bei aller Stauferseligkeit nicht das volle Vertrauen des Romanikstilliebhabs: Zu offensichtlich hat das 19. Jahrhundert den Bau purifiziert, in großen Teilen mit freien Imitationen rekonstruiert. Erst vor ca. 20 Jahren hat man überdies große Teile der Westfassade und die ganze Turmhaut erneuert (Abb. 1); die abgenommenen Originale sind, soweit sie erhalten blieben, im Kircheninneren und im Museum zu studieren, nicht mehr in ihrem ursprünglichen baulichen Zusammenhang. Und doch kann man sich von der Johanniskirche als romanischem Bau nicht völlig verabschieden. In der Nähe des kahlen Hohenstaufen ist jedes Erinnerungsmal dieser hehren Zeit willkommen, wird jede Spolie zum Kultgegenstand. Oder sollte

es wenigstens geworden sein. So gilt eine erste Frage dem Umfang und der Intensität der Restaurierung 1869–80, eine andere ihrer Motivation und eine dritte ihrer Qualität und Denkmalwürdigkeit. Beginnen wir mit der zweiten Frage.

Stauferdenkmal oder Opfer des Restaurationsfiebers?

Die naheliegende Meinung, die Johanniskirche hätte im 19. Jahrhundert ihre neue Schätzung und Restauration einer Staufereuphorie zu verdanken, kann freilich so nicht vertreten werden. Erst 1880, also 11 Jahre nach Restaurierungsbeginn, bekommt die Idee vom Stauferdenkmal publizistisches Leben. War es nur eine Verlegenheitserklärung post festum?

■ 2 Johanniskirche Juni 1870 während der Restaurierung.

1880 schrieb die Rems-Zeitung, daß „zur Zeit der nationalen Begeisterung bei der Neuerstehung des Reiches . . . der Gedanke rege [wurde], zur Erinnerung an die Hohenstaufenkaiser auf ihrer einstigen Stammburg ein Monument in irgend einer Art zu errichten; doch kam die Sache nicht zur Ausführung“. Man mag je nach Gestimmtheit hinzufügen: schade, oder: Gott sei Dank, wenn man sich die damaligen und späteren Pläne auf dem Hohenstaufen ausmalt. 1871 „nur“ eine Kaiserhalle mit Kaiserturm, die Bilder überlebensgroß, 1888 eine romanische Ruhmes-Speisehalle mit Figuren in doppelter Lebensgröße, 1892 ein luftiger Gralstempel im romanischen Stil mindestens 50 m hoch. Die Rems-Zeitung 1880 weiter: „In der Nähe des historisch interessanten Berges aber stehen drei Monumente, durch Geschichte und Sage eng mit dem staufischen Helden-Geschlecht verwebt; es ist die Grabstätte derselben, die Kirche des Klosters zu Lorch, die St. Johanniskirche in Gmünd und die Stiftskirche in Faurndau. Erstere sieht durch die Fürsorge des Staates ihrer Renovation entgegen, letztere hart noch, schwer geschädigt, ihrer Verjüngung, und so gebührt Gmünd die Ehre zuerst eines dieser Staufendenkmale würdig wieder hergestellt zu haben, ermöglicht vorzugsweise durch die Opferwilligkeit der hiesigen Bevölkerung und des Klerus, ein Spiegelbild religiösen und bürgerlichen Gemeinnsinns, würdig der Altvorderen“.

Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Beförderung zum staufischen Denkmal nur den resignierend-nüchternen Zug des eben Erreichbaren, Schwäbisch-Machbaren trägt, oder ob das bis heute ansprechend gebliebene, unsentimentale und umso überzeugendere Verständnis vom eigentlichen Denkmal als Nachricht aus vergangener Zeit zum Tragen kommt: Das wahre Denkmal ist immer die originale Schöpfung der Ursprungszeit, nicht das nachträglich errichtete Memorial-Denkmal.

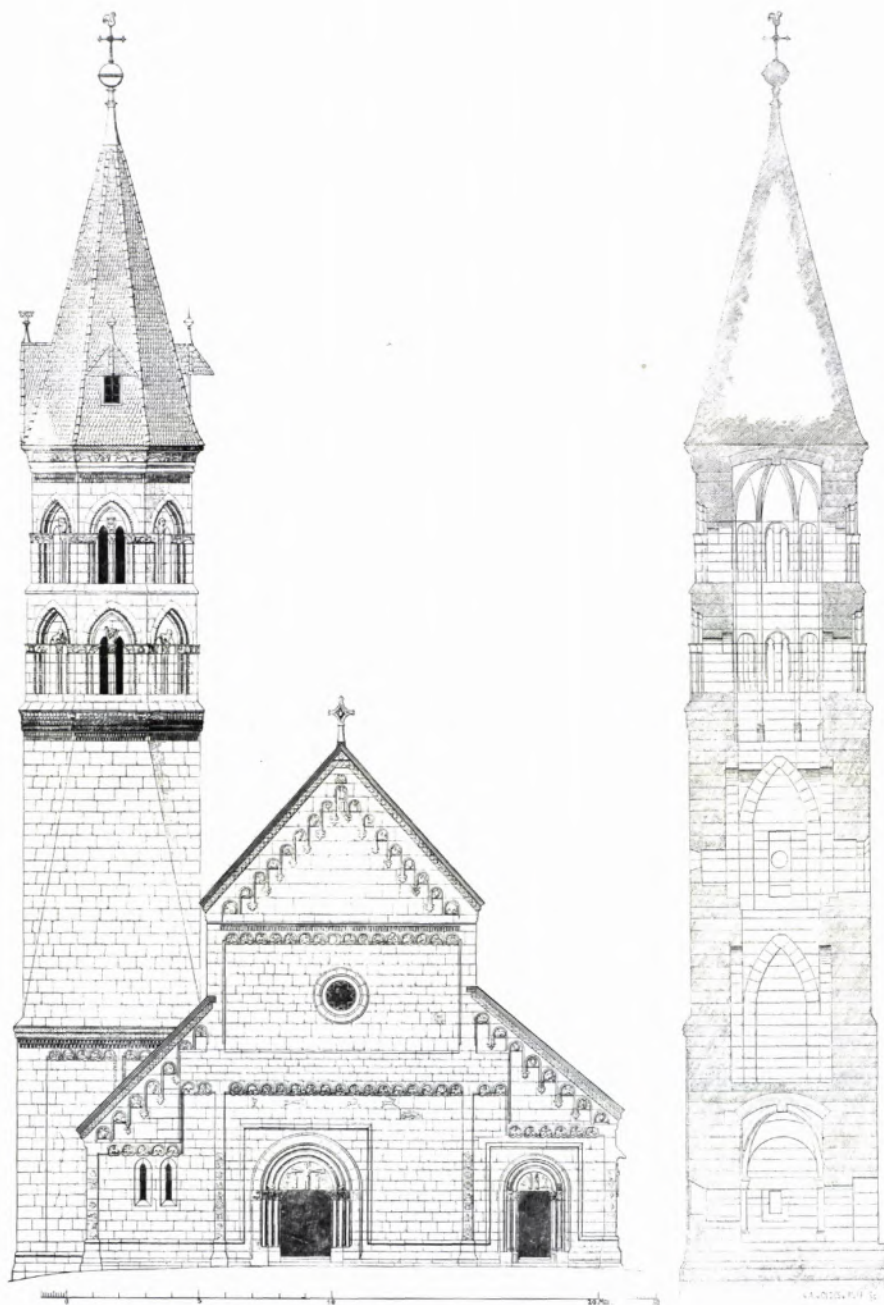
Stürmisch formuliert findet man solche Gedanken erstmals im berühmtesten, wohl auch folgenreichsten Essay am Beginn der frühen Denkmalpflege, im Hymnus „Von deutscher Baukunst“ Goethes vor dem Straßburger Münster 1771 auf der Suche nach dem Denkmal für Erwin von Steinbach, das Goethe, als er nichts fand, „von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermöchte“,



zu errichten gelobte. Dann folgen die Sätze: „Was brauchst's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; . . . wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen . . . und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das begonnene in die Wolken“.

Hier soll nicht von den Turmvollendungen die Rede sein, die ein Teil denkmalpflegerischen Bemühens im 19. Jahrhundert waren. In Gmünd

■ 3 Johanniskirche 1868 vor Restaurierungsbeginn, Foto August Lorent.



■ 4 Westfassade der Johanniskirche, Aufmaß und Zeichnung von A. und E. Hettich, publiziert in den Schriften des Württembergischen Altertumsvereins 1869, die Rekonstruktion bereits vorwegnehmend.

war es kein Weiter- oder Fertigbauen im Gedenken an ein Künstlergenie (das hätte eher bei der Parlerfrage in der Stadtpfarrkirche Heilig-Kreuz eine Rolle spielen können), sondern ein Rückbau, eine „Restauration“ als Frage des einheitlichen Stils, der zeitgenössischen Quelle, auch wenn sie nur rekonstruktiv zu gewinnen war. Der romanische Bau wird zum Erkennungszeichen staufischer Geschichte, ist selbst Zeuge und Zeugnis für Landes-, wenn nicht Reichsgeschichte, kann diese Funktion aber nur im reinen, der Entstehungszeit gemäßen Zustand übernehmen. So wenigstens scheint sich die Motivation von hinten herein darzustellen, am Ende der Restaurierung. Freilich gibt es auch ältere Ansätze zu solchen Ideen. Schon gleich zu Beginn (1869) ä-

berte sich der leidenschaftlichste Vertreter der **Restauration**, Eduard Paulus d. J., folgendermaßen: „... die Kirche [wird] wieder in die Form zurückgebaut, die sie unter den Hohenstaufen, die jedenfalls an ihrer Erbauung großen Anteil nahmen, hatte, in die schöne Form der dreischiffigen, flachgedeckten Basilika mit hohem Mittelschiffe; dessen war sie verlustig gegangen durch die Eingriffe, welche sich das fünfzehnte und achtzehnte Jahrhundert in das edle Bauwerk erlaubten.“ Dabei galt die Maxime, sich streng an das Vorgegebene zu halten. Paulus zu diesem Problem 1875: „Indem man bei der Restauration genau dem gegebenen Stile und dem an vielen Stellen noch erkennbaren ursprünglichen Plane folgte, wurde die Kirche ganz in dem edlen und reichentwickelten Geschmack der alten zu Ende des 12. Jahrhunderts errichteten Basilika wieder hergestellt, so daß es selbst für einen Kunstkenner nicht leicht sein dürfte, nunmehr das Alte vom Neuen zu unterscheiden“.

Es gibt Belege dafür, daß dies mit einigen Details tatsächlich begründet ist, bei unvorbereiteten Betrachtern sogar auf größere Partien hin. Dennoch können geschulte Augen auch wesentliche Unterschiede auf Anhieb erkennen, und so mag auf die Entfernung der Bau im Äußeren einheitlich „alt“ erscheinen, aus der Nähe schon nicht mehr und im Inneren gar nicht. Besonders aufschlußreich ist das Zwischen-Zustandsfoto von 1870 (Abb. 2), an dem der Restaurierungsvorgang als Rückbau vollkommen klar wird, an dem die Helligkeitsstufen der Quader wenigstens großflächig die neuen von den alten Stellen unterscheiden lassen.

Was hat nun konkret zur Restaurierung der Johanniskirche geführt? Vor 1869 zeigte die Kirche eine von drei Stilepochen gleichermaßen geformte Gestalt: In der Spätgotik waren der Chor vollständig neu errichtet und das Langhaus durch Maßwerkfenster und Erhöhung der Seitenschiffe wenigstens im Äußeren einer Halle angenähert worden (Abb. 3). Man hat dies als möglichen Reflex auf den Heilig-Kreuz-Kirchenneubau gedeutet. Dann aber war das Innere vollständig im Barock umgeformt worden, gesamtheitlich, wie wir es uns heute kaum noch vorstellen können, da die „Restauration“ ab 1869 solches gründlich eliminiert hat, und bisher noch kein Bild vom ehemaligen Innenraum aufgetaucht ist. Reich stuckierte und gemalte Gewölbe, Stuckengel und lebensgroße Apostel an Gesimsen und Wänden, mehrere barocke Altäre, Beicht-

stühle, Chorgitter und Rokoko-Laiengestühl: in den Augen der Zeitgenossen war die Kirche zopfig barbarisiert, mit einer „Gypskruste“ überzogen, im Jesuiten-Geschmack verändert, so verzopft, daß man nur mit Mühe die ursprünglichen Formen habe enträtseln können.

Damit ist das Stichwort gegeben: Die ursprünglichen Formen, die man am Äußeren tatsächlich leicht ablesen konnte, wollte man auch im Inneren wiedergewinnen. Daran arbeiteten Bauhistoriker und Liebhaber, Architekten und schließlich Künstler und Handwerker zur Schließung der Wunden, die man durch die Entfernung von Gotik und Zopf schlagen mußte. Der berühmte Heideloff und sein Stuttgarter Kollege Mauch hatten Kurzuntersuchungen angestellt, der erste württembergische Denkmalpfleger Haßler besuchte die Kirche und sein Nachfolger Paulus d. J. verfaßte, damals noch Hilfsarbeiter beim Kgl. statistisch-topographischen Büro, also noch vor seiner Tätigkeit als Landeskonservator, markante Forschungsberichte und Stellungnahmen. Professor Wilhelm Lübke, der wohl bekannteste Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts, wurde gefragt und Architekt Karl Friedrich Beisbarth. Lübkes Urteil soll zustimmend gewesen sein, was man nach seinen Auslassungen zur Münchner Frauenkirchen-Restaurierung 1861 mit dem Verdikt des „Restaurationsfiebers“ – das Wüten gegen den „Zopf“ sei ein wahrhafter kunsthistorischer Zopf und Fanatismus – nicht so recht glauben will. Der Verein für Baukunde, der zuständige Minister und selbst der König statteten der Baustelle Besuche ab. Den Berichten nach war man sich also ziemlich einig über das Vorgehen. Schließlich war die Restaurierung eine solide, das Staatssäckel nicht belastende (da auf dem Spendenweg finanzierte) Maßnahme, eine, wie man meinte, Wiedergewinnung des romanischen Baus, in Wirklichkeit die Neugestaltung eines Bauwerks auf der Grundlage romanischer Teile. Unmittelbar auslösendes Moment waren Zeichnungen in der Art einer Bauaufnahme, die aber bei der Westfassade bereits den rekonstruierten Bestand vorwegnahmen. Von Vater und Sohn Eduard Paulus initiiert, die damals an der Oberamtsbeschreibung Gmünd geschrieben, von den Architekten A. und E. Hettich im Auftrag des Württembergischen Altertumsvereins angefertigt und in dessen Schriftenreihe publiziert, mit einem Begleittext von E. Paulus d. J. versehen, gaben diese Pläne (Abb. 4) das eigent-



liche Startsignal zur Restaurierung. Kaum sei das Bild der Kirche in ihrer „ursprünglichen Formation“ vor Augen getreten, sei der schon lange glimmende Funke zur Flamme angefacht worden. Die Zeichnung der Hauptfassade hatte suggestive Wirkung, die durch Paulus als Architekturhistoriker und künftigem Landeskonservator beredt unterstrichen wird: „Betrachten wir zuerst die Schauseite, . . . so ist zu bemerken, daß unsere Darstellung sie in ihrer ursprünglichen Anordnung mit sorgsamer Benützung aller noch vorhandenen Stücke gibt; die Anfänger der verschiedenen Friese, Dachgesimse, ja sogar die einzelnen Rundbögen der Friese, sind noch alle vorhanden. . . . doch verfuhr der damalige Baumeister [d. h. der Spätgotik] noch sehr schonend, verwandte die herausgefallenen Friessteine wieder, so gut es ging, und ihm verdanken wir es, daß wir den Bau noch ganz in seiner alten Gestalt uns zusammensetzen vermögen“.

Das scheint der springende Punkt gewesen zu sein: Bei soviel Evidenz war von der Zeichnung zur Ausführung nur noch ein kleiner Schritt. Gleichzeitig mit der Westfassade begann man auch das Innere „abzureiben“ und die Pfeiler und Quaderwände freizulegen, wobei auch hier

■ 5 Reliefs von 1873 an den Giebeln über Apsis- und Chorbogen der Johanniskirche, Aufnahme 1992.



■ 6 Decke im Chor („Presbyterium“) der Johanniskirche, 1877 nach Entwurf von Hermann Steindorff.

sichernde Voruntersuchungen stattgefunden hatten. Ob es Heideloff oder Haßler gewesen war, der einen romanischen Langhauskämpfer unter einem „aus Stuck und Latten gebildeten Pseudocapital“ hatte freilegen lassen, mag unerheblich sein. Haßler begnügte sich offensichtlich noch mit diesem Befund, ihn interessierte viel mehr das historische und heraldisch so rätselhafte Scherenmotiv an zwei Portalen. Dagegen tönt es aus Paulus' Mund auch über das Innere sehr entschieden 1869, also bereits zu Restaurierungsbeginn, obgleich der Chorabbruch noch gar nicht endgültig feststand: „... das Mittelschiff setzte sich hinter dem Triumphbogen als ebenso breiter und gewiß auch als ebenso hoher Chor fort und schloß mit einer halbrunden Abside, die nun wieder erbaut werden soll und mit ihrer großen Halbkreisnische den würdigsten Abschluß des einfach edlen, sonst ganz flachgedeckten Raumes geben wird.“

Auch für die Chorveränderung sind Bestands- und Neubaufnahmen angefertigt worden von Stadtbaumeister Stegmaier, die etwas unbeholfen und trocken ausgefallen sind und die man sich vom erfahrenen Stuttgarter Architekten und Restaurator Beisbarth absegnen ließ. Denn so selbstverständlich war dieser Chorabbruch nicht. Noch 1869 schrieb der unvoreingenommene,

umso schärfer beobachtende Photograph und Reisende August Lorent, daß die gotischen Umänderungen dieser Kirche nicht beseitigt werden könnten. Der Versuch dazu käme einem Neubau ziemlich gleich, und, so kann man ergänzen, das sei doch zumindest sehr riskant. Paulus scheute das Risiko nicht und setzte sich schließlich auch durch mit seiner Begeisterungsfähigkeit. Es wird deutlich, daß eine neue Denkmalfleger-Generation in Württemberg kaum nach Installierung der Institution im Kommen war, daß, um es verdeutlichend zu übertreiben, der Philologe (Konrad Dietrich Haßler) vom Architekten (Eduard Paulus d.J.) noch zu Lebzeiten abgelöst wurde.

Restaurierungsverlauf

Maßgeblich für das ganze Unternehmen in Finanzierung und Durchführung war der damalige Kaplan an der Heilig-Kreuz-Kirche und spätere (ab 1876) Stadtpfarrer Anton Pfitzer. Ihm zur Seite standen als Rechnungsführer der Kirchen- und Schulpfleger Bernhard Kraus und als Bauleiter der Stadtbaumeister Franz Stegmaier. Diese drei wurden als Baucomité von den städtischen Stiftungskolegien mit der Durchführung betraut. Bei der Geldbeschaffung brachte Pfitzer bereits Erfahrungen von der Heilig-Kreuz-Kirchen-Restaurierung mit. Er sammelte und bettelte unermüdlich, ließ ein Konzert veranstalten, brachte mit dem aufopfernden Engagement von Kraus zwei Lotterien zustande, die eine mit vielen wertvollen Gewinnen der Gmünder Edelmetallfabriken. Um das vielleicht doch vorhandene schlechte Gewissen beim Glücksspiel für eine gute Sache zu beschwichtigen, verwies man auf Ulm und Köln, auf Stuttgart-St. Marien und die Abtei Mehrerau mit ähnlichen Ambitionen.

Man macht sich durch Reisen zu restaurierten romanischen Kirchen kundig, kann sich auf gutes Planmaterial abstützen und begibt sich dennoch auf einen zunächst ungewissen, dann Eigendynamik entwickelnden Weg. So wird nach Verlassen der bauhistorischen Spurensuche die „Restauration“ zur Rekonstruktion, für die der Stadtbaumeister Franz Stegmaier und Bildhauer Paul Wagner maßgeblich sind, während der Innenausbau teilweise und die Ausstattung völlig zur Neuschöpfung werden, für die in großem Umfang Hermann Steindorff als Architekt und Kunstgewerbler, aber auch viele andere Künstler und Handwerker bei wohl entscheidenden

dem Einspracherecht Pfitzers verantwortlich zeichnen.

Begonnen hatte es ganz harmlos. Die Westfassade war im Mittelteil bis auf das große gotische Fenster noch völlig romanisch, die Seitenschiffassaden bargen nahezu noch alle romanischen Zierglieder. So konnte man ohne allzu großes Risiko zunächst den „Rückbau“ des nördlichen Seitenschiffs versuchen. Schon bald bereitete man auch die übrigen Teile der Westfassade und die Südseite mit umfangreichen bildhauerischen Arbeiten vor. Alte Fensteröffnungen mußten geöffnet oder in Zusetzungen gotischer Fenster neu gefertigt werden, Wandgliederungen und ganze Meter von ornamentierten Traufgesimsen waren neu zu erfinden, so wie im Inneren das Gurtgesims des Langhauses völlig neu wurde. Freilich sind Zutaten und Wegnahmen unterschiedlicher Art und Intensität. Alte Quader in Wiederverwendung, überarbeitete Reliefs, nur gereinigte Reliefs, strenge und freie Kopien sind besonders an den Übergangsstellen von alten und neuromanischen Teilen schwer zu trennen. So sind wir

dankbar für eine Serie von Fotos aus der Zeit vor Restaurierungsbeginn durch die Meisterhand August Lorents (Abb. 3), die bezeichnenderweise das Innere und auch den gotischen Chor außen als uninteressant ausklammern. War es reiner Zufall, war es auf Bestellung, daß gerade noch zur rechten Zeit (1868) die Fotoserie angefertigt wurde? Wir wissen es nicht. Bekannt ist jedoch ein anderer früher Einsatz der Photographie, diesmal zur Reproduktion von Bauzeichnungen der Johanniskirche durch Fotograf Karl Jäger, was durch den Wunsch nach rascher und mehrfacher Übermittlung veranlaßt worden sein wird.

Ein so teures Unternehmen – immerhin betragen die Gesamtkosten der Restaurierung trotz sparsamster Haushaltung über 100 000 Mark –, das auch nicht im Geheimen ablaufen konnte, bedurfte der Vorbereitung, Planung und permanenten Entscheidungsfreudigkeit. Denn keineswegs stand der Umfang der Restaurierungsarbeiten von Anfang an fest, hatte man bereits zu Beginn einen konsequenten Ablauf vor Augen. Pfitzer gab das selbst zu: „An-

fangs dachten wir uns die Sache freilich nicht so weit greifend“ oder in einer späteren (1876) Bemerkung der Pfarrstellenbeschreibung: „die . . . Restauration ging daher viel weiter, als anfangs projectiert war . . .“.

Der Funke, der 1869 zum Lodern gebracht wurde, glomm allerdings nicht schon sehr lange. 1860 findet sich erstmals ein Hinweis auf die Restaurationsbedürftigkeit der Johanniskirche, die sich bezeichnenderweise in einer (nachträglichen?) Protokolländerung niederschlägt. Zunächst waren bei der Sitzung der Stiftungsverwaltung nur eine gründliche Reinigung von Staub und ein neuer Anstrich vorgesehen worden; der Stadtwerkmeister solle ein Gutachten verfertigen und daraufhin sei die Entscheidung über die Farbe zu treffen. Man sieht, daß der kleinste Nenner einer Instandhaltung zunächst genügt hätte. Die Notiz wird ausgestrichen und nun vermerkt, daß die Johanniskirche einer Restauration bedürfe; diese müsse allerdings wegen des großen Aufwands für die Heilig-Kreuz-Pfarrkirche noch verschoben werden. Bei dieser



■ 7 Johanniskirche, Inneres nach Westen, Aufnahme 1992.



■ 8 Fragmente vom Turm der Johanniskirche, heute im südlichen Seitenschiff aufgestellt.

Sitzung war der sonst stets anwesende Kaplan Pfitzer nicht dabei, sondern nur der Stiftungsverwalter Kraus. Sollte die Protokoll-Korrektur vom damals schon so aktiven Betreiber der Pfarrkirchen-Restauration und späteren Johanniskirchen-Restaurationer veranlaßt worden sein?

Auch bei der Durchführung war Pfitzer nicht ganz unangefochten geblieben, obgleich alles relativ harmonisch und mit breitem Konsens abgelaufen zu sein schien. In der Presse verlautete, daß ein im Kirchenbauwesen bewährter Architekt aus Stuttgart berufen worden sei, um ein technisches Gutachten abzugeben; Pfitzer, welcher die „Restauration“ bisher allein leitete, wolle dadurch vor möglichen Mißgriffen bewahrt und von alleiniger Verantwortlichkeit befreit werden. Pfitzer verwehrte sich dagegen knapp und entschieden. Sein Architekt Stegmaier habe sich bisher bereits stets mit hervorragenden Architekten beraten, die beauftragenden Kollegien hätten dem Bericht zugestimmt und somit sei das alles nur erfunden, er wisse von nichts.

Auch gegen den Vorwurf des Luxusbaus mußte er sich verteidigen. Während des „Restaurationsvorgangs“ habe sich gezeigt, daß die Kirche viel erneuerungsbedürftiger gewesen sei, als zuvor erkennbar. Der Chorbogen war schon zu Anfang nur durch Abstützen zu halten; beim Chorabbruch fiel er dann endgültig. Die Westfassade mußte verschludert werden, die barocken Fenster im Obergaden hätten die Wände geschwächt. Allerdings gab Pfitzer selbst zu, daß der gotische

Chor recht gut erhalten gewesen sei, nur die „Vergypung“, der Stuck, habe sich stellenweise gelöst und drohte herabzufallen. Man stelle sich die Konsequenzen für andere Kirchen vor, wenn wegen abstürzender Stuckteile jeweils gleich der ganze Bau abgebrochen worden wäre. Also doch ein „Luxusbau“, was zwar in einem Bericht zur Restauration 1870 entschieden bestritten wird?

Hauptursache war, wie gesagt, daß einhellig die Barockisierung als zopfige Barbarisierung und der gotische Chor zumindest als nicht zum romanischen Stil passend empfunden wurde. Hätte man ihn hergestellt, hätte er doch nicht zum romanischen Langhaus „gepaßt“, hätte man nach Entfernung der vereinheitlichenden barocken Innenhaut zwei Stilarten gegeneinander gestellt gehabt. Also konsequentes Abbrechen und Aufbau von Chorjoch und Apsis auf vorgefundenen alten Fundamenten. Die Detailformen suchte man sich in Murrhardt, Brenz und in Faurndau, später noch (wohl wegen der Auswahl des Steinmaterials für den Hochaltar) in Chur. Zu diesen Kirchen sind einzelne Reisen des Baucomités überliefert, von dort bringen Architekt und Bildhauer ihre Ideen mit, so wie man gleich zu Beginn als großes Vorbild die von Leins restaurierte Sindelfinger Stiftskirche besuchte, die heute nach zwei weiteren Restaurierungen allerdings auch nicht mehr so vor Augen steht.

Das „ergänzte“ neue Äußere scheidet sich bei genauerer Betrachtung in zwei oder drei Abschnitte. Wäh-

rend an der Nordseite des Langhauses noch die meisten Motive von der Westfassade übernommen und kopiert werden, gibt es an der Südseite schon freier variierende Motive. Gänzlich neu erfunden, wenn auch in Maßstab und Motivwahl angepaßt, zeigen die Reliefs der Ostteile deutlich historisierende Tendenz. Kirchenmodelle von Lorch und Gmünd, Jäger und Mönch, der Ring der Gründungssage, aber auch die als „gnostische“ Figuren bezeichneten Fabelgebilde füllen die steigenden Rundbogenfriese aus, an den Giebelspitzen stehen eine Kaiserfigur (Barbarossa, Konrad III.?) mit dem Reichsadler über ihm und dem Stauferlöwen unter ihm, die Kaiserin Agnes mit einer Eule entrückt und doch unübersehbar vor Augen, schon manchmal verführerisch alt und deshalb bei fortschreitender Verwitterung als „romanisch“ empfunden (Abb. 5).

Im Langhaus waren tatsächlich nahezu alle Pfeiler mit ihrer reichen Kämpferornamentik freizulegen und somit in den Blick zu rücken gewesen. Umso erstaunlicher ist es, daß diese Ornamente bis heute dennoch im Halbdunkel und im Verdacht der Teilerneuerung nahezu unbekannt geblieben sind. Die Motive reichen vom schlichten Schachbrett über Flechtwerk und Blattranken zur Weinrebe und ehemals am Chorbogen zu Tierreliefs. Kaum sind an einem der Kämpfer einmal alle vier Seiten gleich gebildet. Auch die sog. Steinmetzzeichen waren konstatiert worden, können aber erst heute nach gründlicher Durchsicht als Setzmarken gedeutet werden. Für den notwendigen Innenausbau

zeichnet nach Wiederherstellung des architektonischen Gerüstes der Stuttgarter, später Nürnberger Lehrer an der Gewerbeschule, Hermann Steindorff, verantwortlich. Von ihm stammt die farbige Decke des Presbyteriums (Abb. 6), nachdem anscheinend das geplante Rippengewölbe aufgegeben werden mußte. Von ihm stammen der Entwurf zur Orgelepore, die detailliert ausgearbeiteten Türen mit Beschlägen, Entwürfe zu Fenster und Wandmalereien im Chor. Neugeschaffen wurden die Langhaus-Malereien (Karl Dehner/Rottenburg, 1879, Abb. 7), die Orgel (Entwurf Karl G. Weigle/Stuttgart), Altäre (Entwurf Theodor und Emil Wagner/Ludwigsburg), Gestühl, Ambonen und Kommunionbank. Besonders sorgfältig wurden die Tabernakeltüren in der Gravier- und Ziselierschule bzw. Silberwarenfabrik Erhard und Söhne gefertigt; letztere Firma entwarf auch „romanische“ Altarleuchter aus vergoldetem Messing.

Alles blieb bisher erhalten: nur die Kommunionbank mußte vor Jahren vom alten Standort in die Seitenschiffe weichen, blieb aber unverkehrt – ganz im Gegensatz zu vielen Kirchen des katholischen Kultus, wo nach der Liturgiereform im Übereifer die Schranken zertrümmert und zersägt, zu Altären und Versatzstücken umgemöbelt oder bestenfalls noch versteckt abgestellt wurden. Wieder einmal könnte sich bewahrheiten, daß bei genügend langer Dauer ein sichergestelltes Stück doch wieder zu Ehren kommen mag, und nur die radikale Zerstörung dies unmöglich macht.

Ergebnis: Luxusbau von 1870

Für eine Beurteilung wird man das herbe, klare und dank seiner umfassenden Kenntnisse unbestechliche Urteil Georg Dehios 1908 zur Gmünder Johanniskirche in Erinnerung rufen, auch wenn man es nicht mehr vorbehaltlos übernehmen kann: „Hauptbeispiel des wurzelechten schwäbischen Spätromanismus . . . Die Erfindung war ursprünglich gewiß noch weit mannigfaltiger, als sich heute zeigt, wo die ergänzten Teile nur Wiederholungen bringen. 1869–80 in den romanischen Stil zurückgebaut, wobei Chor und Apsis ganz neu hergestellt. Eine stilwidrige Erfindung das Radfenster an der Fassade. Das Innere stimmungslos. Am Außenbau zwar ein großer Teil der Einzelheiten ergänzt, aber der Charakter im ganzen richtig getroffen“.

Für uns bestimmen heute Wandma-

lereien, Glasgemälde, Deckenbemalung wesentlich den Charakter des Inneren. Der Zustand der Malereien ist kein guter, jedoch noch im Verfall bekommen sie den Charme der Historie, der sie allmählich kostbar und unwiederholbar erscheinen läßt.

Der Gesamteindruck ist ein geschlossener, würdiger, sieht man ab von der etwas provisorischen Lagerung originaler Bau- und Figurenspolien vom Heilig-Kreuz-Münster und der Johanniskirche, die bei schlüssigerer Aufstellung und thematischer Aufbereitung ein Lapidarium von hoher Qualität bilden könnten. Entscheidet man sich künftig für die weitere Nutzung der Kirche als Lapidarium, müßten die bisher etwas wahllos gestapelten Spolien anschaulicher zusammengestellt werden. So könnten die Reste eines Portals, der Madonnenpfeiler, der Westgiebel, ein halbes Turmoktagon in einer Teilanastylose ihre Herkunft und alten Standorte spontaner mitteilen. Auch dem unvorbereiteten Normalbesucher würde damit das Gefühl vermittelt, nicht vor einer beliebigen Steinansammlung zu stehen, sondern vor Bildzeugnissen hohen Ranges, die durch die Ungunst unserer selbstzerstörerischen Zeit ins Kircheninnere geflüchtet werden mußten (Abb. 8).

Vielleicht erscheint heute auch deshalb das Innere so schlüssig, weil sich das Neugeschaffene bei aller gesuchten Nähe zur Romanik deutlich und auch dem Laien merkbar absetzt. Für die Deckenbemalung im Presbyterium wird die berühmte Decke in St. Michael zu Hildesheim als Vorbild genannt; es fällt schwer, dies nachzuvollziehen. Auch die Glasmalereien von Eduard Hecht/Ravensburg seien im „klassisch-romanischen Styl“ gehalten, aus bunten Glasstücken wie ein Mosaik zusammengefügt und von „brillanter Wirkung“. Letztere läßt sich in der Gesamtwirkung nachempfinden. Noch eher gelingt dies heute bei der einheitlich gestalteten Apsis, wenn sie sogar heftiges elektrisches Licht erträgt und den Eintretenden bereits aus der Entfernung Feierlichkeit, ehrwürdiges Alter, rekapitulierte frühchristliche Kunst suggeriert (vgl. Titelbild).

Die Johanniskirche in Gmünd also doch ein Luxusbau von 1870/80? Wägt man ab, wie es zur Restaurierung gekommen war, wird Skepsis gegenüber ihrer Notwendigkeit überwiegen, d. h. man wird annehmen dürfen, daß eine Sicherung des Baus mit einfacheren Mitteln und

unter Schonung aller Stile erfolgen hätte können. Nur: das wollte man eben nicht und so erscheint im nachhinein das Vorgehen konsequent. In vielen Partien neu erfunden, manches von den romanischen Teilen erst wieder zur Geltung gebracht, das Ganze zum überzeugenden Gesamtkunstwerk des 19. Jahrhunderts verschmolzen, so steht die Johanniskirche zu Gmünd vor Augen.

Das tut sie auch mit Blick auf andere im 19. Jahrhundert restaurierte romanische Kirchen, die inzwischen ein- oder mehrmals zurückrestauriert wurden. So ging es in Sindelfingen, Alpirsbach, Kleinkomburg, Brenz, wo zugunsten einer vermeintlich „sachlichen“ und steinsichtigen Romanik auf Ausmalungen und Ausstattungen des 19. Jahrhunderts verzichtet wurde mit dem Ergebnis kühler Wartesaal-Atmosphäre.

Bei einer künftigen Instandsetzung der Johanniskirche darf es sich nicht um ein neuerlich zu reromanisierendes Objekt handeln, sondern um ein gütiges, vollständiges Bauwerk, romanisch angelegt und von den 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts umgeformt, das einzig und allein der Konservierung, nicht der Restaurierung oder gar der Renovierung bedarf.

Literatur:

Literaturnachweis und Quellenbelege zu den Restaurierungsvorgängen sind künftig zu finden in: Gmünder Studien 4, 1992, herausgegeben vom Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd.

Dr. Richard Strobel
LDA · Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

„Hanc Dux Berchtoldus...“

Zur Wiederauffindung eines zähringischen Inschriftenfragmentes von der Breisacher Burg

Gabriele Weber



■ 1 Neuaufgefundenes Inschriftenfragment von der Breisacher Burg.

Beschreibung des Fundes

Der Aufmerksamkeit und dem historischen Interesse zweier Breisacher ist ein geradezu sensationeller Neufund zu verdanken, den Mitarbeiter des neueröffneten Museums für Stadtgeschichte Breisach am Rhein im Juli 1991 ausfindig machen konnten. Das Stück kam im Frühjahr 1990 auf einem Anwesen am Breisacher Augustinerberg bei Gartenarbeiten zutage. Seitdem lagerte es auf einem Steinhäufen vor dem Haus. Es handelt sich um ein 57 cm hohes, 21 cm breites und 30,5 cm tiefes, auf beiden Schmalseiten mit der Spitzfläche oder dem Spitzeisen behauenes Fragment aus hellem, rosaweißem Sandstein (Abb. mit Seitenansicht). Am unteren Ende ist das Stück durch zwei Leisten profiliert.

Nach Auskunft von Dr. Joachim Leiber, Geologisches Landesamt Baden-Württemberg, Freiburg, verweist das Aussehen des Gesteins auf ein Herkunftsgebiet, das im südlichen Schwarzwald zwischen Wutach

und Hochrhein liegt. Höchstwahrscheinlich stammt es aus dem Steinbruch im Seltenbachtal nördlich von Waldshut.

Auf dem Stein sind untereinander die Buchstaben:

T O L
A U D

eingemeißelt. Die Buchstaben sind etwa 6 cm breit und 9 cm hoch. Es handelt sich ohne Zweifel um ein Fragment der seit dem 18. Jahrhundert als verschollen geltenden Inschrift an der Breisacher Burg aus Zähringischer Zeit. Mit diesem Neufund kann die Existenz dieser Inschrift, die bisher nur aus Schriftquellen überliefert war, bewiesen werden. Darüberhinaus ist ihre Zweizeiligkeit gesichert.

Die Varianten der Inschrift

Erstmals wurde die zweizeilige Inschrift 1503 von dem von Maximilian I. mit Arbeiten zur Genealogie des Hauses Habsburg beauftragten La-

dislaus Sunthaym aufgezeichnet. Sunthaym kannte die Inschrift aus eigener Anschauung, da er den gesamten Südwesten des Reiches bereist hatte. Er überliefert die Schreibweise: „Hanc dux Berchtoldus portam struxisse notatur per quam pro fraude Burgundie gens depopulatur“.

Einige Jahre später, 1522, zitiert Jakob Menzel, der wichtigste Hofhistoriograph Maximilians I., den zweiten Vers in seiner „Fürstlichen Chronik“ wie folgt: „a quo propria fraude Bur(g)undia depopulatur“.

Menzel kannte die Inschrift höchstwahrscheinlich auch aufgrund eigener Lesung.

Im Jahre 1530 liefert Hieronymus Gebwiler eine weitere Variante der zweiten Zeile: „a quo pro fraude Burgundia depopulatur“.

In der gleichen Art und Weise überliefert Matthäus Merian in seiner Topographia Alsatie von 1663.

Eine weitere Variante brachte schon 1588 Sebastian Münster in seiner Cosmographia: „a quo pro fraude Burgundiae gens populatur“ bzw. „per quam pro fraude . . .“

Eine nochmals variierende Fassung bietet Johann Daniel Schoepflin, Historia Zaringo Badensis 1763: „Hanc dux Berchtoldus portam struxisse notatur a quo pro fraude Burgundia depopulatur“.

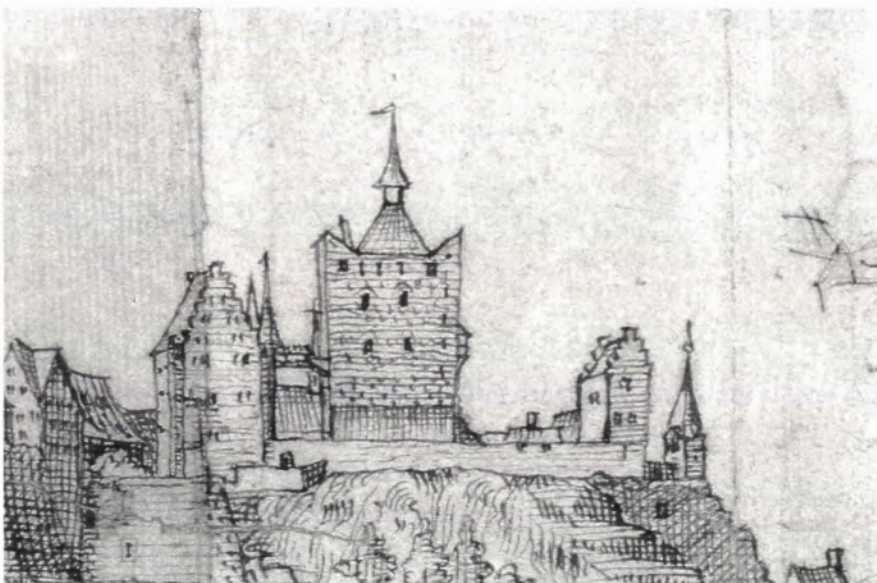
Die erste Zeile der Inschrift wird bei allen Autoren übereinstimmend überliefert. Die erheblichen Abweichungen bei der zweiten Zeile deuten wohl darauf hin, daß schon zu Sunthayms Zeiten diese Zeile nicht mehr eindeutig zu entziffern gewesen ist. Sunthaym spricht auch ausdrücklich von „ain zerprochen sloß vnnd tuern, ist vast starckh vnnd vest gewesen, hat ein hertzog von Zerینگepawt“.

Aufgrund des Neufundes des Inschriftenfragmentes kann die wahrscheinlichste Lesart aber doch Sunthaym zugeschrieben werden. Die Buchstaben „TOL“ und „AUD“ stehen genau untereinander. Daraus ergibt sich, gleichbleibenden Abstand der einzelnen Buchstaben und nach jedem Wort jeweils ein Leerzeichen vorausgesetzt, folgende Schreibweise:

HANC DUX BERCHTOLDUS PORTAM STRUXISSE NOTATUR PERQUAM PRO FRAUDE BURGUNDIE GENS DEPOPULATUR

Übersetzung: „Kund sei getan, daß Herzog Bertold dieses Tor errichtet

■ 3 Ansicht der Breisacher Burg von Nordwesten. J. J. Arhardt, um 1643.



hat, durch den das Volk von Burgund seiner Untreue wegen vernichtet wurde“.

Durch die anderen Lesearten mit „a quo“ oder nur „Burgundia(e)“ würde die zweite Zeile zu kurz werden. Mit der Auffindung des Inschriftenfragmentes kann demnach bewiesen werden, daß die älteste überlieferte Schreibweise die richtige ist.

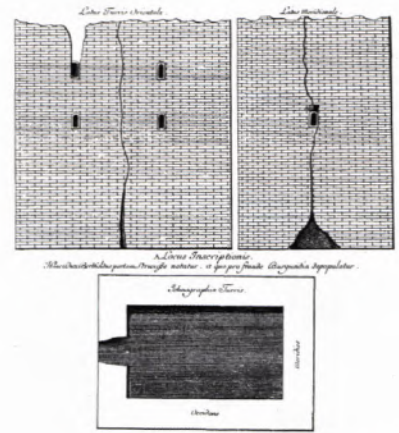
Die Breisacher Inschrift zeigt Ähnlichkeiten mit der zeitgleichen Bauinschrift von Burgdorf/Schweiz. Diese ist gleichfalls nicht mehr erhalten, wurde aber schon 1420 aufgezeichnet und soll lauten: „Berchtoldus dux zeringie, qui vicit burgundiones, fecit hanc portam“.

Das Wort „porta“ oder „portam“ mag durchaus die gesamte Burganlage meinen, und nicht nur das Tor. Hier steht wohl „porta“ als pars pro toto.

Historischer Hintergrund und Datierung

Die beiden Inschriften in Breisach und Burgdorf beziehen sich auf einen Burgunderaufstand in der Zähringerzeit. Dieser ist aber in keiner zeitgenössischen Quelle erwähnt. Erst der Berner Stadtschreiber Konrad Justinger berichtet um 1420 von einem solchen Aufstand im Jahre 1190/91.

Diese Zeitangabe fällt in die Regierungszeit des letzten Zähringerherzogs Bertold V. († 1218). Die Breisacher Inschrift bezeugt, daß Bertold von seiner Burg in Breisach aus das Burgunderland verwüstet hat. Gemeint ist das Rektorat Burgund zwi-



■ 2 Ost- und Südseite des Donjons nach J. D. Schoepflin, Historia Zaringo Badensis, Karlsruhe 1763.



■ 4 Heutiger Zustand des Burggeländes von Nordwesten.

schen Jura und Alpen, d. h. vornehmlich die Gebiete der heutigen Kantone Bern und Fribourg. Bertold V. hat am Karfreitag des Jahres 1193 den Aufstand der burgundischen Barone siegreich niedergeworfen. Wir wissen, daß Bertold V. erst nach seiner erfolglosen Thronkandidatur von 1198 die Burg Breisach errichten konnte, da im Zuge jenes Verzichts auf die Krone, Breisach erst den Zähringern zufiel. Älter als 1198 kann die Inschrift demnach nicht sein. Bertold V. starb kinderlos 1218. Man kann davon ausgehen, daß die Inschrift an der Breisacher Burg in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts datiert.

Lokalisierung der Inschrift auf dem Burggelände

Keiner der Autoren aus dem 16. und 17. Jahrhundert erwähnt die genaue Stelle, an der die lateinische Bauinschrift angebracht war. Zum ersten Mal wird von J. D. Schoepflin 1763 auch zeichnerisch überliefert, an welchem Ort sie sich zu seiner Zeit befand (Abb. 2).

Die Zeichnung in seiner „Historia Zaringo-Badensis“ zeigt die Ost- und Südseite des Donjon der Breisacher Burg. Zu Schoepflins Zeit war er, nach den österreichischen Sprengungen auf Befehl Maria Theresias 1741, schon ruinös und wies auf zwei Seiten einen Riß auf, der bis zum Boden reichte und mitten durch die Inschrift ging. Schoepflin gibt die Lokalisation der Inschrift auf der Südseite des Donjons über dem Hocheingang der Burg an. Dies wäre für eine solch wichtige Mitteilung, die auf Leser rechnete eine etwas versteckte Stelle, zumal der eigentliche Zugang des Burggeländes von Westen her erfolgte (Abb. 3).

Auf der Schoepflinschen Zeichnung wirkt die Inschriftenplatte inmitten des regelmäßigen Quaderwerks seltsam hineingequetscht, außerdem ist zu sehen, daß der Stein zumindest auf seiner rechten Seite stark beschädigt ist. Wie schon erwähnt hat das aufgefundene Frag-

ment die Maße: 57 cm Höhe, 21 cm Breite, 30,5 cm Tiefe. Auf diesem Quader finden gerade drei Buchstaben nebeneinander Platz. Berechnet man nun aufgrund der Breite dieser Buchstaben die Maße der gesamten Inschrift, so dürfte sie etwa 3 m lang und 57 cm hoch gewesen sein. Das Maß der Schoepflinschen Zeichnung ist der Fuß. Ein Fuß entspricht ca. 32 cm. Eine Abmessung der dortigen Inschriftenplatte ergibt somit gerade eine Länge von 1 m. War Ende des 18. Jahrhunderts nur noch ein Teil der ursprünglich längeren Zeilen vorhanden und befanden sie sich damals schon nicht mehr am ursprünglichen Ort? Womöglich wurde der Inschriftenstein erst nachträglich an diese Stelle versetzt. Entweder hat Schoepflin es mit der zeichnerischen Angabe der Länge der Inschrift seinerzeit nicht so genau genommen, oder sie war damals nur noch fragmentiert vorhanden, was auf ihre Zweitverwendung am Hocheingang der Burg hindeuten würde. Denkbar wäre auch, daß es sich bei der Schoepflinschen Inschriftenplatte um eine spätere Kopie des Originals handelte.

Ursprünglich war die Bauinschrift wohl am Zugang zum Burggelände angebracht, wie es auch aus Burgdorf/Schweiz überliefert ist. Die dortige Inschrift befand sich am äußeren Wehrgürtel des Schlosses, am untersten Schloßtor am Aufgang zum sogenannten Alten Markt. Ähnliches könnte man auch für den ursprünglichen Ort der Breisacher Inschrift annehmen. Eine solche Zurschaustellung eines Triumphes sollte jedem Besucher der Burg sofort ins Auge springen, mußte also an exponierter Stelle am Eingang angebracht sein.

Von der einst mächtigen Burganlage sind heute nur noch die innere und äußere Schildmauer zu sehen. Nach der Beschießung und nahezu völligen Zerstörung von Breisach im Jahre 1793 wurde das Burggelände als Steinbruch genutzt und sämtliche obertägig sichtbaren Gebäude abgetragen (Abb. 4). Heute dient das

Areal der Festspielgemeinschaft Breisach für sommerliche Theateraufführungen.

Literatur:

G. Haselier, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein. 1. Halbband. Von den Anfängen bis zum Jahr 1700 (1969), 86 ff.

E. Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission, Freiburg i. Br. (1891), Nachdruck Aalen (1980).

D. Mertens, Die Habsburger als Nachfahren und als Vorfahren der Zähringer. K. Schmid (Hrsg.), Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung I (1986), 151–174, bes. 159 Anm. 43.

J. Schlippe, Die Burg Breisach. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege 2, 1959, 50–53.

J. Schneider, Das zähringische Burgdorf. K. Schmid (Hrsg.), Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung III (1990), 15–24.

J. D. Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis Bd. 1 (1763), 127.

Ladislaus Sunthaym, Chronik (um 1503). Württembergische Landesbibliothek Handschrift Cod. hist. Fol 250.

A. Zettler, Zähringerburgen. Versuch einer landesgeschichtlichen und burgenkundlichen Beschreibung der wichtigsten Monumente in Deutschland und in der Schweiz. K. Schmid (Hrsg.), Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung III (1990), 95–176; Breisach 137 ff.

Dr. Gabriele Weber
Hindenburgstraße 22 b
7800 Freiburg/Br.

„... Reinlichkeit ist mir ein Graus...“

Das Badhaus der Stadt Wangen im Allgäu als Beispiel mittelalterlicher Gesundheitspflege

Birgit Tuchen

■ 1 Darstellung einer mittelalterlichen Badstube. Im Hintergrund ist ein gewölbter Ofen mit Feldsteinbelag und Sitzbank zu sehen. Holzschnitt aus: Michael Hero, Schachtafeln der Gesundheit, 1533.



Die Darstellung mittelalterlicher Alltagskultur erfreute sich in den vergangenen Jahren immer größerer Beliebtheit. Auch vom Badhaus, Ort der Gesundheitspflege und Geselligkeit, ist häufig die Rede. Spektakuläre Berichte über die „sinnliche Lebensfreude“ des mittelalterlichen Menschen standen oft im Vordergrund; die Frage nach der baulichen Gestalt einer Badstube wurde bislang nur selten gestellt. Erst in jüngster Zeit wurden in einigen süddeutschen Städten erhaltene Beispiele mittelalterlicher Badhäuser entdeckt: Ansatzpunkt für die bauhistorische und archäologische Erforschung dieses Gebäudetyps. Mit den Untersuchungen in Bad Wimpfen, Blaubeuren, Eberbach (Rhein-Neckar-Kreis), Herrenberg, Metzingen, Ulm und Wangen lässt sich – in Verbindung mit der schriftlichen Überlieferung und zeitgenössischen Abbildungen – inzwischen ein recht genaues Bild von einer mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Badstube nachzeichnen.

Die Architektur mittelalterlicher Badhäuser

Die Fassaden- und Grundrißgestaltung des Badhauses unterscheidet sich grundsätzlich nicht vom Aussehen städtischer Wohngebäude der Mittelschicht. Erst durch die charakteristische Innenausstattung und die

funktional bedingte Gestaltung der einzelnen Räume gibt sich ein Badhaus als solches zu erkennen.

Der Badegast gelangte in der Regel zunächst in einen kleinen Vorraum, der als Umkleideraum und Wärmeschleuse diente. Von hier aus führte eine Tür zum eigentlichen Badebereich, in dem Schwitzbäder, seit dem 16. Jahrhundert verstärkt auch Wannebäder, verabreicht wurden. Die älteren Badstuben waren mit flachen Holzdecken ausgestattet, deren Substanz durch aufsteigendes Kondenswasser jedoch in erheblichem Maße gefährdet war. Diese schleichende Zerstörung der Raumdecken und tragender Teile des Hausgerüsts illustriert M. Bitz in seiner 1989 erschienenen Darstellung über neuzeitliche Kurbäder mit folgendem Zitat der Schilderung eines 1665 geschehenen Unfalls in Überkingen: „... Herr Jenisch samt seiner frawen im alten badhaus in dero habenden zimmern durch den boden hinunder gefallen ... Da will kein flückhen mehr helfen“. Zum Schutz der Holzbalken wurde daher in frühneuzeitlichen Badstuben stets ein mehrteiliges Kreuzgewölbe eingezogen, das heute ein wichtiger Hinweis auf das Vorhandensein eines ehemaligen Badhauses ist.

Unerlässlich für den eigentlichen Badevorgang sind die Heizeinrichtungen

der Badstube. Der rechteckige, oft gewölbte Ofen konnte von einem benachbarten, tiefer liegenden Feuerungsraum aus beschickt werden. Für das Schwitzbad legte man große Feldsteine auf die Ofenplatte, die in erhitztem Zustand mit Wasser übergossen wurde. Der so entstandene Wasserdampf erzeugte einen Saunaeffekt, dessen heilende Wirkung sich im Mittelalter größter Beliebtheit erfreute. Beim Wannebad in hölzernen Zubehören sorgte der Ofen lediglich für eine gemütliche Raumtemperatur. Zusätzlich befand sich in der Badstube ein großer Wasserkessel, aus dem warmes Wasser für die Reinigung des Körpers nach dem Schwitzen oder für die Wannebäder geschöpft werden konnte. In den Boden der Badstube waren flache Rinnen eingearbeitet, die das anfallende Wasser sammeln und aus dem Gebäude leiteten. Neben dem eigentlichen Badebereich gehörten zu einem Badhaus mehrere Nebenräume unterschiedlicher Nutzung. Ein meist recht großer Raum, der über eine Wärmequelle – etwa einen Kachelofen – verfügte, diente den Gästen als Ruheraum nach der anstrengenden Badeprozedur. In den meisten Badhäusern dürften einige Räume der oberen Stockwerke für diesen Zweck zur Verfügung gestanden haben. Weitere Räume konnten als Lagerplatz für Badeutensilien wie Wan-



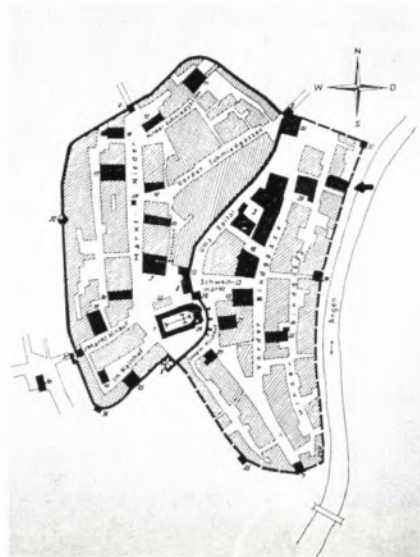
■ 2 Bader beim Ansetzen von Schröpfköpfen. Links im Vordergrund beheizbarer Kessel mit Kacheln und hölzerne Wasserkübel. Holzschnitt von Jost Ammann, 16. Jahrhundert.

nen, Zuber, Handtücher o. ä. genutzt werden.

Die Tätigkeit des Baders beschränkte sich indes nicht nur auf das Anheizen der Badöfen. Der Badbesucher konnte im Badhaus eine Vielzahl von weiteren Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Dazu gehörte das Waschen des Körpers und der Haare mit Seifenlauge ebenso wie das Ansetzen von Schröpfköpfen oder der Aderlaß. Selbst die Behandlung von Kranken gehörte in vielen Städten zum Aufgabenfeld des Baders. Die Schröpfköpfe aus Metall, Keramik oder Glas wurden über einer Flamme erhitzt und dem Gast nach dem Bad auf die, meist vorher eingewirzte, Haut aufgesetzt. Sie förderten die Blutzirkulation und trieben, so die damals gängige Meinung, das „böse Blut“ aus dem Körper.

Das Badhaus im Stadtbild

Die Lage des Badhauses in der Stadt ist durch verschiedene Faktoren bestimmt. Typisch ist der Standort an der Peripherie der Siedlung, oft in der Unterstadt, manchmal sogar außerhalb der Stadtmauer. Ein Grund für die Randlage der Badhäuser ist die erhebliche Feuergefahr, die von den Badöfen ausging. Sicher nicht unbedeutend ist auch der Umstand, daß es sich bei den Badern im Mittelalter um „unehrliche Leute“ handelte, deren Betrieb man eher in der Unterstadt als in der Nähe der Kirche oder des Rathauses ansiedeln wollte. In einigen Städten lagen die Badstuben an fließenden Gewässern, die die ständige Ver- und Entsorgung des benötigten Wassers gewährleisten konnten.



■ 3 Stadtgrundriß von Wangen mit Lage des Badhauses (Pfeil). Umzeichnung (A. Scheurle) einer Stadtansicht von Johann Andreas Rauch aus dem Jahr 1611.

Das ehemalige Badhaus in Wangen

So befindet sich auch das 1589 errichtete Badhaus der Stadt Wangen – in zeitgenössischen Quellen auch „Obere Badstube“ genannt – in der Unterstadt, direkt an der argenseitigen Stadtmauer. Die beiden anderen Badstuben, die in Wangen historisch belegt sind, befanden sich ebenfalls in diesem Stadtviertel. Das in großen Mengen benötigte Wasser bezogen alle drei von der nahegelegenen „Eselsmühle“.

Das unscheinbare Äußere der „Oberen Badstube“ bot zunächst keinen Anlaß, das seit langem vernachlässigte Gebäude zu erhalten. Erst eine jüngst durchgeführte Bauuntersuchung des stark gefährdeten Hauses ergab, daß sich im Inneren umfangreiche Reste der originalen Ausstattung erhalten hatten. Daher entschloß sich die Stadt Wangen im Jahr 1986, den Bestand zu sichern und – in Form eines Badhausmuseums – der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im Vorfeld der Sanierung waren bauhistorische und archäologische Untersuchungen erforderlich, deren Ergebnisse nun in die Museumskonzeption eingebunden werden.

Die Wangener Badstube des 14. und 15. Jahrhunderts

Die argenseitige Außenwand des bestehenden Gebäudes bildet die Stadtmauer des ausgehenden 14. Jahrhunderts, die aus glazialen Wacken und Geschieben aufgeführt ist. Sie schließt die Unterstadt gegen die Obere Argen ab und schützt das anschließende Stadtviertel vor Hochwasser sowie äußerem Angriff. Die archäologische Untersuchung im Bereich des Badhauses zeigte, daß offenbar erst mit dieser Umwehrung eine intensivere Besiedlung des Geländes und wohl auch der gesamten Unterstadt einsetzte.

Die „Obere Badstube“ wird 1409 erstmals urkundlich erwähnt, als auf dem Nachbargrundstück ein Wohngebäude errichtet wird. Überreste beider Gebäude waren archäologisch faßbar. Es zeigte sich, daß das älteste Badhaus erheblich kleiner als das heute noch bestehende des späten 16. Jahrhunderts war. Das Gebäude war in mindestens zwei Räume unterteilt, von denen einer mit einem Holzfußboden, der andere mit einem Kachelstrich und einem Kachelofen ausgestattet war. Von diesem Ofen dürfte die Brandzerstörung des Gebäudes im späten 15. Jahrhundert ausgegangen sein.

■ 4 Das Badhaus in Wangen mit Resten der Stadtmauer. Die Wackenmauer des 14. Jahrhunderts mit überdachtem Wehrgang bildet den Abschluß der Unterstadt zur Oberen Argen.



■ 5 Feuerungsraum der Badstube. Im Vordergrund ist der beheizbare Wasserkessel des Badhauses des 15. Jahrhunderts zu erkennen; rechts davon der Kessel des 16. Jahrhunderts, im Hintergrund die Feuerungswand des 17. Jahrhunderts.



An derselben Stelle wurde um 1500 ein neues Badhaus errichtet. Die Fundamente des massiven Erdgeschosses bilden einen rechteckigen Grundriß von 12,7 x 11 m im Lichten, der in mehrere Räume unterschiedlicher Funktion unterteilt war. Der Badbesucher gelangte zunächst in

einen kleinen Vorraum. Der anschließende Badebereich war mit einem Backsteinboden ausgestattet, der ein leichtes Gefälle nach Südosten aufwies, um das anfallende Brauchwasser ableiten zu können. In einem runden Wasserkessel, der von einem benachbarten Heizraum

befeuert werden konnte, wurde das Badwasser erwärmt. Nach dem Baden konnte sich der Besucher in einem weiteren Raum ausruhen; hier stand ein rechteckiger Ofen, der für gemütliche Wärme sorgte. Direkt an der Stadtmauer stand das 1409 errichtete Nachbargebäude des



■ 6 Wasserrinne im Badhaus von 1589, die zwischen Stadtmauer (links) und Fundament des Vorgängerbaus (rechts) verlegt wurde.



■ 7 Fenster mit Sitznischen in der Badstube von 1589.

Badhauses. Es verfügte zunächst über einen hölzernen Anbau, der jedoch nach einigen Jahren abgebrochen wurde. Der so entstandene Hinterhof, der ein leichtes Gefälle zur Stadtmauer hin aufwies, lud zum Ablagern von allerlei Unrat ein. Hauptbestandteil dieser Schuttansammlung bildeten unbrauchbar gewordene, größtenteils vollständig erhaltene Schröpfköpfe aus der benachbarten Badstube.

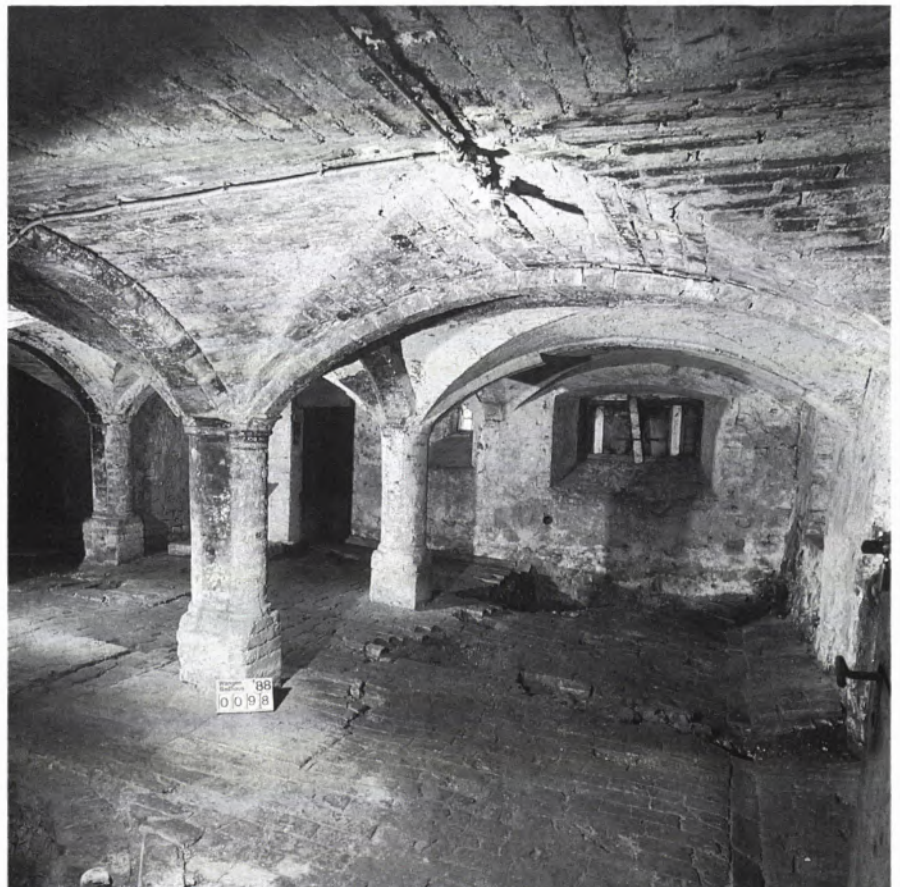
Im Jahr 1588 wurden die Grundstücke des bisher privat betriebenen Badhauses und des Nachbargebäudes an die Stadt Wangen verkauft.

Beide Häuser wurden noch im selben Jahr abgebrochen, um Platz für das neue städtische Badhaus zu machen, von dessen Baubestand sich ein Großteil bis heute erhalten hat.

Der Neubau des städtischen Badhauses im Jahr 1589

Das 1589 errichtete städtische Badhaus ist mit einem Grundriß von 23,30 x 9,90 m erheblich größer als seine zwei Vorgängerbauten. Es erstreckt sich bis zur Stadtmauer, die nun als Außenwand fungiert. Bei den anderen Außenwänden griff man, wo immer dies möglich war, auf die Fundamente der Vorgängerbauten zurück. Das Erdgeschoß ist massiv aus Wacken und Backsteinen aufgeführt; die oberen Stockwerke zeigen eine einfache Fachwerkkonstruktion. Im Dachstuhl findet sich stellenweise noch die Verblattung der Fußbänder. Insgesamt drei Türen führen in die Erdgeschoßräume; die oberen Stockwerke werden über eine – wohl hölzerne – Außentreppe erschlossen.

Der heute zugesetzte Haupteingang führte den Badegast zunächst in einen kleinen Vorraum. Von dort aus gelangte er in einen der beiden Badebereiche, die mit Backsteinboden ausgestattet waren. Seitlich angelegte, flache Rinnen leiteten das Ba-



■ 8 Badstube des 17. Jahrhunderts mit Gewölbe und Backsteinboden; rechts eine der Rinnen zur Ableitung des Badewassers.

dewasser aus dem Gebäude. Dabei bediente man sich in einem Bade-
raum einer besonders einfachen
Konstruktion: Der Zwischenraum,
der zwischen dem Fundament des
abgebrochenen Vorgängerbaus und
der Stadtmauer bereits vorhanden
war, wurde nun als Rinne benutzt.
Diese führte das Wasser zunächst in
ein Holzfaß und von dort aus – durch
einen Ausbruch in der Stadtmauer –
in die nahegelegene Argen.

Zwischen den beiden Badeberei-
chen lag ein eingetiefter Heizraum,
von dem aus die Badeöfen beschickt
werden konnten. Im aufgehenden
Mauerwerk deutet eine Putzkante
die Lage der ehemaligen Rauchfang-
haube an. Lediglich in einem der
beiden Baderäume konnte ein Ofen
nachgewiesen werden: Ein runder
Wasserkessel, der zur Erwärmung
des Badewassers diente. Im zweiten
Raum liegt ein Backsteinboden des
17. Jahrhunderts, den es zu erhalten
galt. Hier verbot sich eine weiterge-
hende Untersuchung von selbst.
Möglicherweise stand in ihm ein
Kuppelofen mit Feldsteinbelag, der
für Schwitzbäder genutzt wurde.

Die größere der beiden Badstuben
hatte insgesamt vier rundbogig ge-
schlossene Fenster, von denen eines
als Besonderheit zwei schmale Sitze
aufweist. Ein Vergleich mit dem



■ 9 Badstube des 17. Jahrhunderts. Fun-
damente des Kuppelofens (rechts) und
des runden Wasserkessels (links).

■ 10 Feuerungswand mit Feuerungslö-
chern für die beiden Badstubenöfen (un-
ten), Lichtnische und Rauchabzug (Mitte)
sowie Ansatz der Rauchfanghaube
(oben). Bestand des 17. Jahrhunderts.

ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert stammenden Spitalbad in Crailsheim zeigt, daß diese Form der Fenestergestaltung offenbar recht beliebt war. Die Sitznischen in Crailsheim waren jedoch – im Gegensatz zu der durchgehenden Außenwand in Wangen – auch außen als erkerartige Vorbauten erkennbar. Einzige Lichtquelle des zweiten Baderaums ist ein rundbogig geschlossenes Fenster mit flach eingeschnittener Laibung.

Neben dem eigentlichen Badebereich liegt der Ruheraum der Badstube. Als Wärmequelle diente ein quadratischer Ofen, der möglicherweise mit Kacheln bestückt war. Vier Fenster sorgten für ausreichende Helligkeit. Die rundbogig geschlossene Fensterform nehmen auch zwei flache Wandnischen auf, die als Wandregal zum Aufbewahren von Badeutensilien gedient haben könnten. Zusätzlichen Stauraum mag der an den Ruheraum anschließende, unbeheizte Raum geboten haben.

Für die Datierung des Gebäudes stehen mehrere Quellen zur Verfügung. An der Südwand des Gebäudes befindet sich eine Sandsteinplatte, auf der – neben dem Erbauungsjahr 1589 – die Initialen der beteiligten Baumeister (städt. Baubeamte) eingehauen sind. In den städtischen „Säckelmeisterrechnungen“, (Städtekämmerer) der Jahre 1589–92 sind einzelne Posten für Baumaßnahmen und Innenausstattung aufgeführt. Eine zusätzliche Unterstützung erfährt dieser Datierungsansatz durch das Fundmaterial: Aus dem Abbruchschutt über den Befunden der Vorgängerbebauung fand sich, neben keramischem Fundmaterial des 15. und 16. Jahrhunderts, auch ein Ravensburger Kupferpfennig mit der Jahreszahl 159.!

Eine typische Badstube des 17. Jahrhunderts

Im 17. Jahrhundert wurde das Badgebäude für seine letzte Nutzungsperiode nochmals erheblich verändert. Die umfangreichen Überreste dieser Badstube ermöglichen ein detailliertes Bild über die Badepraxis der frühen Neuzeit. Ein Gang durch die einzelnen Baderäume, verbunden mit Vergleichen aus schriftlichen Quellen und zeitgenössischen Abbildungen soll diese Art der Gesundheitspflege verdeutlichen.

Der Badegast betritt zunächst eine weite Vorhalle, durch die eine schmale Gasse aus Backsteinen in den kleinen, überwölbten Umkleideraum führt. Danach gelangt er in

die Badstube, die im Zedler'schen „Lexikon aller Wissenschaften und Künste“ von 1733 folgendermaßen beschrieben wird: „Es ist nemlich ein niedriges gemach, an dessen ende ein ofen, entweder von kacheln, oder von mauersteinen, die mit feldsteinen belegt, und wenn diese erhitzt, wasser darauf gegossen wird, damit der aufsteigende dampf die hitze vermehre. Neben diesem ofen ist ein kessel mit heißem und ein kübel mit kaltem wasser, daraus man schöpfen, und wie man es brauchen will, die wärme mäßigen kann. An den wänden sind baencke vor und über einander, darauf man sich höher oder niedriger setzen kann, nachdem man starck oder gelinde zu schwitzen verlangt, und diese werden die schwitz-baencke genannt. Diejenigen, welche naß baden wollen, setzen sich in eine badewanne, die mit wasser angefüllt ist“. Diese detaillierte Darstellung könnte die Wangener Badstube beschreiben, allein die Schwitzbänke fehlen heute. Den Raum überspannt ein mehrteiliges Kreuzgewölbe aus Backsteinen, das zum Schutz der hölzernen Deckenbalken eingebracht wurde. Mehrere Rinnen im leicht geneigten Backsteinboden leiten das ausgeschüttete Badewasser nach außen, in die nahegelegene Argen. In einer Ecke der Badstube stehen die Reste eines Kuppelofens, der wohl ehemals mit Feldsteinen belegt war, und ein runder Backsteinsockel für den beheizbaren Wasserkessel.

Vom benachbarten Heizraum aus können die beiden Badstubenöfen beschickt werden. Die Feuerungswand zeigt einige heiztechnische Besonderheiten: So fand sich beispielsweise nur ein Rauchzug, über den die Rauchableitung der beiden aneinander gekoppelten Badstü-

benöfen erfolgte. Über dem gesamten Heizraum spannte sich eine Rauchfanghaube, deren Auflagestellen noch heute in der Wand ablesbar sind. Die ursprüngliche Vermutung, daß der anfallende Rauch über einen Kamin nach oben bis zum Dach geleitet wurde, erwies sich als irrig. Statt dessen führte eine schmalrechteckige Öffnung am oberen Ende der Feuerungswand in den Zwischenraum zwischen Gewölbekappe der Badstube und Fußbodenbalken des ersten Obergeschosses. Durch mehrere Öffnungen in der Außenwand des Gebäudes wurde der Rauch nach außen abgeleitet; eine weitere Öffnung im Inneren des Hauses diente der Querlüftung. Diese recht einfach wirkende Art der Rauchableitung hat einen entscheidenden Vorteil: Durch die zusätzliche Erwärmung des Gewölbes von oben wird die zerstörende Wirkung des Kondenswassers der Badstube auf die Holzbalken erheblich reduziert.

Der Ruheraum des Badhauses wurde im 17. Jahrhundert nicht verändert. Weiterhin sorgte ein großer Ofen, möglicherweise ein Kachelofen mit Sitzbank, für gemütliche Wärme. Auch der anschließende Lagerraum erfüllte offenbar noch immer seinen Zweck. Während der letzten 100 Jahre ihrer Nutzung scheint die Badstube immer seltener besucht worden zu sein: In den städtischen Rechnungsbüchern ist nun häufiger davon die Rede, daß der Bader den jährlichen Zins nicht mehr aufbringen kann. Im Jahr 1696, im Vergleich zu anderen städtischen Badstuben sehr spät, kündigt der letzte Bader der „Oberen Badstube“. Bereits zwei Jahre später wird das Gebäude zu Wohn- und Lagerzwecken verpachtet.

Das weitere Schicksal des ehemaligen Badhauses als „Wohltätigkeitsgebäude“ der Stadt hat seine guten und schlechten Seiten. Durch mangelnde Bauunterhaltung in den vergangenen 200 Jahren hat sich der Zustand der Bausubstanz zwar zusehends verschlechtert, andererseits unternahm man auch nichts, das Gebäude für eine zeitgemäße Wohnnutzung erheblich zu verändern. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß im Inneren eine der besterhaltenen Badstubenausstattungen der frühen Neuzeit erhalten blieb.



■ 11 Schröpfköpfe aus Metall, Glas und Keramik. Im Hintergrund ein Öllämpchen für die Erwärmung der Schröpfköpfe. Auswahl aus dem Wangener Fundmaterial.

Birgit Tuchen
LDA · Archäologische
Denkmalpflege
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen

Ein Tonmodell des 14. Jahrhunderts aus Calw-Stammheim

Babette Ludowici



■ 1 Calw-Stammheim, Wasserburg „Schlössle“, Tonmodell mit Abdruck aus der Zeit zwischen 1369 und Beginn des 15. Jahrhunderts, Höhe 6 cm.

In den Jahren 1968–1970 führte das Landesdenkmalamt im sogenannten Schlössle von Stammheim, Stadt Calw, Ausgrabungen durch, die einen aufschlußreichen Einblick in die Entstehung und Entwicklung dieser kleinen Wasserburg des 14. Jahrhunderts ergaben. Unter den zahlreich geborgenen Fundgegenständen, deren Bearbeitung kürzlich abgeschlossen wurde, befindet sich das Bruchstück eines kleinen Modells aus grauem, gebranntem Ton (Abb. 1), das in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist. Es stammt aus einem Laufhorizont aus der Zeit der Errichtung und ersten Nutzung der Buranlage, der nach Ausweis dendrochronologischer Daten zwischen 1369 und der Wende zum 15. Jahrhundert entstand.

Der Abdruck des Modelbruchstücks zeigt die Vorderansicht von Kopf und Oberkörper einer insgesamt wohl etwa 10 cm großen weiblichen Figur (Abb. 1). Details der Kopfbedeckung, des Gesichtes, der Haartracht und Einzelheiten des Gewandes sind deutlich wiedergegeben.

Wie der Vergleich mit derartigen Figurmodellen des 15. und 17. Jahrhunderts aus Köln und Worms gezeigt hat, handelt es sich bei der Stammheimer Matrize um die vordere Hälfte eines sogenannten **Klappmodells**. Solche zweiteiligen Klappmodelle wurden seit dem 14. Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit zur Herstellung von kleinen Tonplastiken verschiedener Zweckbestimmung benutzt. Dabei wurden zwei Reliefmodelle, die die Vorder- und Rückseite einer Figur wiedergeben, mit Ton gefüllt und gegeneinander gepreßt. Nach dem Trocknen des Tons und Entfernen der Formen erhielt man eine plastische Figur als Abdruck. Ein Tonpüppchen des 15. Jahrhunderts aus Alt-Breisach (Abb. 2) zeigt die auch an anderen kleinen Tonplastiken schon beobachteten Spuren dieser Herstellungstechnik: deutlich ist ein seitlich umlaufender Grat zu erkennen, der einer Gußnaht vergleichbar, bei der oben beschriebenen Abformung der Figur mit Hilfe eines Klappmodells entsteht. In ihrer vergleichsweise guten Ausführungsqualität und detailgetreuen

Wiedergabe der Gestalt ist die Tonfigur dem Stammheimer Abdruck vergleichbar.

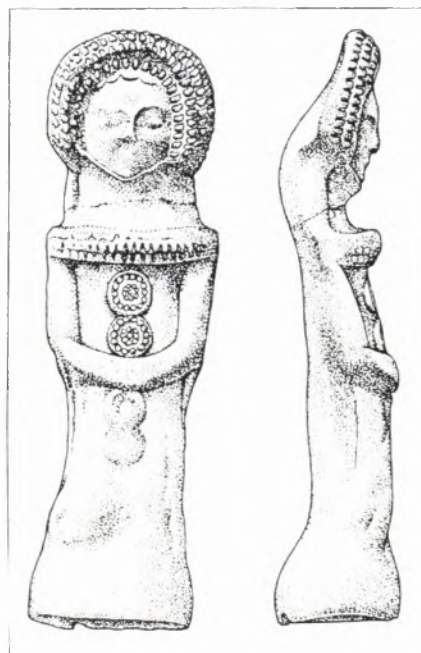
Viele auf diese Art in Serie hergestellte Tonfigürchen sind aus hoch- und spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Siedlungsbefunden bekannt. Der Gestalt und Ausstattung der Figuren nach zu urteilen, handelt es sich dabei zu einem großen Teil um Heiligenfiguren, die zum Beispiel als Andachtsbilder für den häuslichen Gebrauch dienten. Neben verschiedenen weiblichen und männlichen Heiligen, die oft anhand ihrer Attribute zu erkennen sind, finden sich in erster Linie Mariendarstellungen und Jesuskinder. Aber auch profane Figuren, Figurengruppen oder Tiere, die als Spielzeug gedient haben mögen, sind in zahlreichen Varianten bekannt geworden. Für die im Stammheimer Modell abgeformte Frauengestalt findet sich unter den zahlreichen mittelalterlichen Tonfigürchen aus Süddeutschland wenig unmittelbar Vergleichbares. Die meisten der Kleinplastiken zählen zu den be-



■ 2 Tonfigürchen aus Alt-Breisach, nach I. Fingerlin, Arch. Nachrichten aus Baden 44, 1990, 34 ff., Abb. 1.

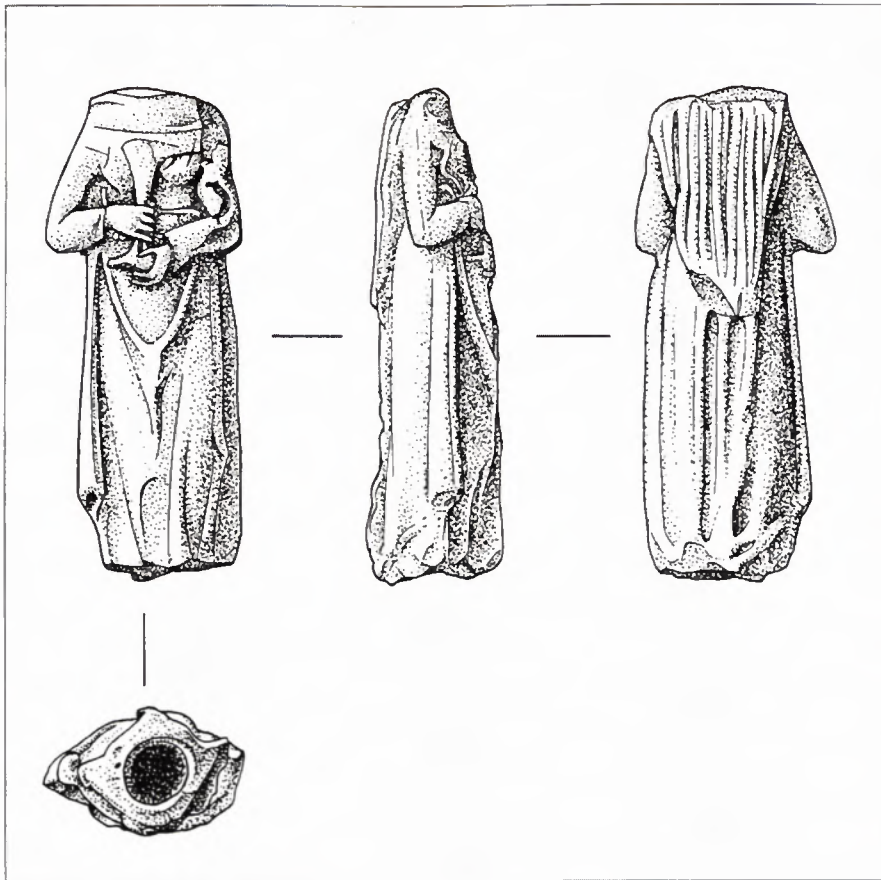
kannten **Kruseler-Püppchen** (Abb. 3). Diese tragen einen namengebenden Kopfputz, den sogenannten **Kruseler**, eine voluminöse mit Rüschen besetzte Haube mit Schleier nach der gängigen bürgerlichen Mode des 14. und 15. Jahrhunderts. Tracht und Gestalt der Figuren, besonders der Kruseler, sind nur in stark stilisierter Form wiedergeben. Sie gelten als profane Puppen und Spielzeuge. Im Unterschied zu den Spielzeugpüppchen ist das Stammheimer Frauenfigürchen anders gekleidet: ein um den Kopf gelegter Reif, der mit großen „Knöpfen“ besetzt ist und wie eine Krone wirkt, hält einen bis über die Schulter herabfallenden glatten Schleier. Darunter schauen die offenen Haare hervor. Die Einfassung des weit ausgeschnittenen Kleides ist mit einer Reihe von runden Rüschen besetzt. In dieser Ausstattung mit einer Krone und einem langen Schleier über dem offenen Haar entspricht die wiedergebene Figur

ganz den gängigen Mariendarstellungen und der Gestaltung anderer weiblicher Heiliger in der Plastik und Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts. Da das Model in Höhe der Taille der Figur abgebrochen ist, ist lediglich der linke, angewinkelte Arm noch deutlich zu erkennen. Vom rechten, ebenfalls angewinkelten Arm ist nur die vor der Brust gehaltene Hand erhalten. Sie umschließt einen nicht deutlich erkennbaren Gegenstand, bei dem es sich um ein Heiligenattribut handeln könnte. Eine kleine Heiligenfigur aus Gebersdorf in Franken ähnelt dem Stammheimer Stück in der detailgetreuen Gestaltung der Plastik sowie in der Ausstattung mit einem von beiden Händen vor der Brust getragenen Gegenstand (Abb. 4). Wenn auch die dargestellte Figur nicht näher zu identifizieren ist, dürfte es sich aufgrund dieser Merkmale bei den mit dem Stammheimer Model hergestellten Figürchen um als Devotionalien verbreitete Heiligenstatuetten gehandelt haben.



■ 3 Sogenanntes Kruseler Püppchen, nach S. Herramhof u. a., Arch. Funde und Ausgrabungen in Mittelfranken. Fundchronik 1970–1985, 1986/1987, 373 ff., Abb. 215/1.

Über die Verbreitung und die Herstellungsorte spät- und nachmittelalterlicher kleiner Tonplastiken als kunsthandwerkliche Massenprodukte ist nur wenig bekannt. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden die Spielzeuge und Heiligenfigürchen noch von Hand modelliert. Bevor man im 14. Jahrhundert dazu überging, diese Figuren mit Hilfe von Modeln in Serie zu produzieren, kamen sie zumeist aus Töpfereien, die in erster Linie Gefäßkeramik produzierten und nur nebenher einfache Figürchen modellierten. Seit dem ausgehenden Mittelalter sind jedoch auch Werkstätten bekannt, die ausschließlich Tonplastiken verschiedener Größe und unterschiedlichen Verwendungszwecks in Serienproduktion herstellten und somit einen steigenden Bedarf decken konnten. Diese von sogenannten **Bilderbäckern** betriebenen Werkstät-



■ 4 Heiligenfigur aus Gebersdorf in Franken, nach S. Herramhof u. a., Arch. Funde und Ausgrabungen in Mittelfranken. Fundchronik 1970–1985, 1986/1987, 373 ff., Abb. 216/3.

ten konnten bis jetzt in Utrecht, Worms und Köln archäologisch nachgewiesen werden. Als Beispiel sei eine am Breslauer Platz in Köln freigelegte Brennofenanlage des 15. Jahrhunderts eines solchen Bildbäckers erwähnt. Neben den außerhalb der städtischen Töpfereibezirke gelegenen Überresten des Ofens fanden sich hier Hunderte von Bruchstücken von kleinen Tonfiguren verschiedenster Art und einige Model. Außer dieser Massenware wurden aber auch große Tonplastiken und flache Reliefmodel für Tonabdrücke gefertigt. In Süddeutschland fehlt der archäologische Nachweis einer solchen Bilderbäckerwerkstatt bislang noch.

Im Unterschied zu den zahlreich bekannten Figuren sind Funde von den dazugehörigen Klappmodellen noch selten. Die oben erwähnten nachmittelalterlichen Matrizen aus Köln und Worms wurden ausnahmslos im Bereich der genannten Bilderbäckerwerkstätten geborgen. Während die Datierung dieser Stücke in das 15.–17. Jahrhundert nur aufgrund stilistischer Merkmale erfolgte, kann das Stammheimer Model anhand des Befundzusammenhangs in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts datiert werden. Es ist demnach nicht nur das vorläufig älteste datierte mittelalterliche Exemplar, son-

dern auch das einzige bislang vorgelegte Stück, das nicht im Umkreis einer nachgewiesenen Werkstatt gefunden wurde.

Es erscheint daher naheliegend, im Umfeld des „Schlössle“ eine solche Werkstatt zu vermuten. Möglicherweise gehörte zur Burg ein abhängiger Handwerksbetrieb, in dem kleine Tonfiguren hergestellt wurden. Da sowohl die Burg und ihre Herren als auch das zugehörige Dorf Stammheim und seine Bewohner dem nur wenige Kilometer entfernten Kloster Hirsau unterstanden, wäre es denkbar, daß die Abtei in Stammheim Heiligenstatuetten produzieren ließ, die dann als Devotionalien vom Kloster vertrieben wurden. Diese Vermutung wird durch den Fund eines etwas jüngeren Reliefmodells mit der Darstellung Christi in der Kelter aus der ehemaligen Küche der Klosterschule in Hirsau bestärkt, der zeigt, daß derartiges im Umkreis des Klosters durchaus nichts außergewöhnliches wäre.

Literatur:

- J. Baum, Gotische Bildwerke aus Schwaben, 1921.
 I. Fingerlin, Ein Tonfigürchen aus Altbreisach. Arch. Nachr. aus Baden 44, 1990, 34 ff.
 D. Lutz, Stammheim, Kr. Calw. Südwürt-

temberg-Hohenzollern Ehem. Wasserburg „Schlössle“. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 13, Heft 3/4, 1970, 91 ff.

S. Herramhof u. a., Archäologische Funde und Ausgrabungen in Mittelfranken. Fundchronik 1970–1985, 1986/1987, 373 ff.

M. Hillier, Puppen und Puppenmacher, 1968.

R. Neu-Kock, Heilige und Gaukler. Kölner Statuetten aus Pfeifenton. Kölner Museums-Bulletin. Sonderheft 1, 1988.

R. Neu-Kock, Irdene Kleinplastik im Spätmittelalter, in: Keramik vom Niederrhein, 1988, 179 ff.

P. Seewaldt, Tonstatuetten aus Spätmittelalter und Neuzeit, Trierer Zeitschrift, 53, 1990, 293 ff.

Babette Ludowici

Vorgeschichtliches Seminar Marburg
 Biegenstraße 11
 3550 Marburg/Lahn

Denkmäler „alternativer“ Architektur

Eine Aufsatzreihe

Wolfgang Stopfel

Die Ausstellung „Lehmarchitektur – die Zukunft einer vergessenen Bau-tradition“ im Deutschen Architek-tenmuseum Frankfurt am Main 1981 und das dort abgehaltene Sympo-sium, die große von Jean Dethier herausgegebene Publikation glei-chen Titels, 1982 im Prestel-Verlag München erschienen, und eine Reihe weiterer Bücher zu diesem Thema haben den Blick der an Archi-tekture Interessierten auf diese weit-gehend vergessene, alternative Bau-technik gelenkt. An der Gesamt-hochschule Kassel betreibt das For-schungslabor für experimentelles Bauen seit Jahren Versuche, Lehm im modernen Bauen einzusetzen; ein ganzes „Ökodorf“ aus Lehm ent-steht dort.

Solche Beschäftigung mit „alternati-ven“ Bautechniken lenkt natürlich auch das Interesse auf die histori-schen Vorbilder solcher Bauweisen und auf etwa noch erhaltene Bei-spiele dafür in unserem Bestand an erhaltenen Bauten.

Eine 1986 an der Gesamthochschule Kassel eingereichte Dissertation von Jochen Georg Güntzel „Zur Ge-schichte des Lehmbaues in Deutsch-land“ enthält ein äußerst umfangrei-ches Verzeichnis aller erhaltenen und auch der dem Verfasser be-kanntgewordenen zerstörten Lehm-bauten in Deutschland. Als beson-ders zukunfts-trächtig erscheint die Entwicklung der Lehmstampfbau-weise (Pisé) am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ein Ge-sichtspunkt für die Verfechter dieser Technik war die Einsparung des rar gewordenen Bauholzes, aber auch kulturelle reformerische Beweggründe spielten eine Rolle. Folgerichtig heißt darum ein Kapitel der Güntzel-schen Arbeit „Der Lehm-bau als Mit-tel zur Verwirklichung baulicher Utopien“. Der darin erwähnte Arzt, Hygieniker und gelehrte Schriftstel-ler Christian Bernhardt Faust, der sich seit 1824 mit Lehm-bau beschäftigte, „sah im Lehm-bau nicht nur ein Mittel, feuerfest und holzsparend zu bauen“. „Er dagegen war derjenige,

der mit starken Wänden aus dem bil-ligen Baustoff Lehm in Verbindung mit doppelten Türen und Fenstern wirksam Energie zum Heizen sparen wollte“. Auch Wilhelm Tappe emp-fahl in seiner „Darstellung einer neuen, äußerst wenig Holz erfor-dernden und höchst feuersicheren Bauart“, deren erstes Heft mit dem Untertitel „Die Hütte“ 1818 erschien, den Lehm-bau. Übrigens war sein einfachstes Beispiel eines Hauses, eben „die Hütte“, rund und sollte auch in Holz in Art der Bohlenspar-rendächer ausführbar sein.

Wenn man den Inhalt der Schriften aus dem Beginn des 19. Jahrhun-derts mit den in den folgenden Auf-sätzen dargestellten, meist viel jün-geren Baudenkmalern vergleicht, so ergibt sich ein merkwürdiger Zu-sammenhang der alternativen Pro-jekte. Anscheinend abwegige und utopischen Ideen waren folgenrei-cher als die Zeitgenossen meinten: So trat die Propagierung der Lehm-bauweise periodisch in Notzeiten, etwa nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wieder auf. Und heute gewinnt sie eine neue Aktualität, wenn Jürgen Schneider im Buch „Am Anfang die Erde. Sanfter Bau-stoff Lehm“, Köln 1985, feststellt, daß ein Kubikmeter Zementboden 500 kWh Energie kostet, während man zur Aufbereitung von Lehm nur 1 Prozent dieser Energiemenge be-nötigt.

Überdies bescheinigt J. G. Güntzel der Pisé-Technik: „Die große Bedeu-tung der Lehmstampfbauweise ist darin zu sehen, daß sich aus ihr die Kalksand- und Betonstampfbauwei-sen entwickeln konnten.“ So gewin-nen die Beispiele wenig bekannter und kaum beachteter historischer Techniken eine ungeahnte Bedeu-tung als Vorläufer scheinbar ganz neuartiger Bautechnologien. Zum geringen Wissen über „alternative“ Bauprojekte in der Vergangenheit trägt sicher auch bei, daß der Erfolg und die Verbreitung solcher Neue-rungen oft in einem Mißverhältnis zum Ausschließlichkeitsanspruch

ihrer manchmal weltverbessernd-skurrilen Propagandisten stand, die auch von den Zeitgenossen nicht ganz ernst genommen wurden. Das ändert aber nichts an ihrer Bedeu-tung als Kulturdenkmale, als erhal-tenswerte Beispiele einer vielleicht erst von der Nachwelt als brauchbar und entwicklungs-fähig erkannten Idee.

Daß nicht alle dieser Meinung sind, beweist das Urteil eines hohen deut-schen Gerichtes, das es ablehnte, die Ausführung der Wände eines Ge-bäudes in einer patentierten Hohl-platten-Bauweise als wesentlichen Teil der Denkmaleigenschaft anzuer-kennen, da ja das Verfahren sich we-gen seiner Mängel nicht durchge-setzt habe und für die Bauwissen-schaft bedeutungslos geblieben sei. Armer Erfinder, dem seine Erfolglo-sigkeit noch von der Nachwelt an-gekreidet wird.

Ohne die Frage nach dem Erfolg der Idee zum Maßstab der Kulturdenk-maleigenschaft zu machen, sollen nun in einigen Aufsätzen Objekte aus dem Regierungsbezirk Freiburg behandelt werden, deren Erhaltung oder wegen ihrer besonderen Eigen-schaften besonders diffizile Restau-rierung die Denkmalpflege in den letzten Jahren beschäftigt hat – oder auch deren nicht abzuwendenden Verlust sie beklagt.

Die Selgsche Muster-„Hütte“ in Frei-burg, deren Restaurierung noch im Gange ist, ein Solar-Rundhaus vom Anfang dieses Jahrhunderts, das Fer-tighaus einer Flugzeugbaufirma, holzsparende Bohlensparrendächer und frühe Beispiele für Terrassen-häuser werden als nichtalltägliche Kulturdenkmäler präsentiert.

Prof. Dr. Wolfgang Stopfel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.

Das Messerschmitt-Haus

Vom Flugzeugbau zur Systembauweise

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

Beim Namen Messerschmitt fallen wohl jedem von uns Stichworte wie „Flugzeug“, „Aero Space“, „Zweiter Weltkrieg“ ein. Manchem vielleicht noch der legendäre Messerschmitt-Kabinenroller aus den fünfziger Jahren. Wer aber denkt schon an Häuser? Wer weiß schon, daß diese Firma in der Nachkriegszeit eine Systembauweise zur Errichtung von Wohngebäuden entwickelt und produziert hat!

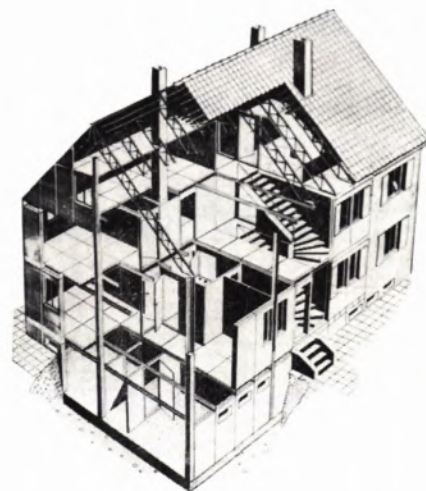
In Spaichingen, Kreis Tuttlingen, war über den Abbruch eines unscheinbaren Hauses auf dem Areal einer Metallwaren-Elektronik-Fabrik zu entscheiden. Die Durchsicht der Bauakten brachte zutage: das Gebäude wurde als Meisterwohnhaus der ehemaligen Seidenweberei Spaichingen 1949/50 in der sogenannten Messerschmittbauart errichtet. Die Beschäftigung mit dem Thema Fertighausbau und speziell mit der Messerschmittbauweise ergab, daß es sich hier um ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen, vor allem architektur-, kultur-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Gründen handelt. Weitere Bauten, die in der Messerschmittbauweise errichtet wurden und erhalten blieben, sind dem Landesdenkmalamt (bis jetzt) nicht bekannt. Das Gebäude in Spaichingen war zweigeschossig, mit einem Satteldach versehen und hatte die Außenmaße 11,29 auf 8,81 m. Dem Bauantrag beigefügt war eine Broschüre „die Messerschmitt-Bauart“ herausgegeben von der Fertigungsgesellschaft Neue Technik m. b. H. in München. In dieser Broschüre wird die Bauweise erläutert und in den damals aktuellen Zeitbezug gestellt.

■ 1 Spaichingen, ehemaliges Meisterwohnhaus der Seidenweberei Spaichingen, 1949/50 in Messerschmitt-Bauart errichtet.

Die Messerschmitt-Bauart war keine Bauweise, bei der ein typisiertes, serienmäßig hergestelltes, nach Katalog abrufbares, gebrauchsfertig zu einem Festpreis angeliefertes Gebäude erstellt wurde. Sie gehörte vielmehr zu den sogenannten Montagebauweisen (in der Broschüre wird sie als Tafelbauweise bezeichnet), bei denen die das Bauwerk bildenden Konstruktionselemente vorgegeben waren. Diese in Massenproduktion hergestellten Fertigteile wurden an Ort und Stelle montiert. Innerhalb des von den Fertigelementen vorgegebenen Rahmens waren individuelle Änderungen von Bauherrn und Architekten möglich, die so erstellten Häuser ähnelten sich nicht wie ein Ei dem anderen. Prof. Willy Messerschmitt arbeitete bei der Entwicklung seiner Bauweise mit dem Architekten Sep Ruf zusammen, der sich damals mit Fragen des sozialen Wohnungsbaus auseinandersetzte. Maßgeblich für die Bauweise des Hauses war: Systematische und preiswerte Fertigung, wenig Holzverarbeitung (wegen Reparationsforderungen und Kohlemangel war Holz zu einem knappen Rohstoff geworden), kurze Bauzeiten. Bei der Messerschmitt-Bauweise waren die Bauelemente Tafeln aus Porenbeton, 1,20 m bzw. 0,60 m breit und in den Wohngeschossen 2,50 m, im Keller- bzw. Dachgeschoß 2,10 m hoch. Diese von der Firma Hebel hergestellten, mit ei-



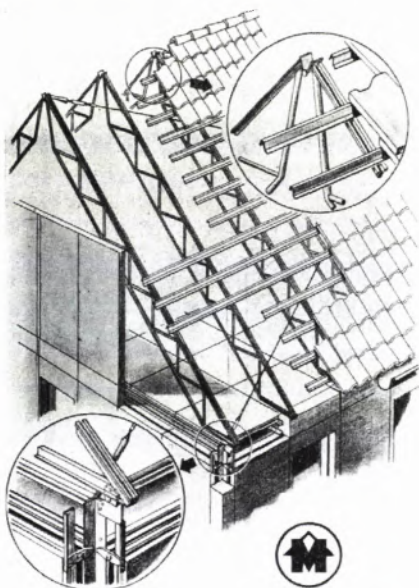
nem Blechrahmen verstärkten Platten, die je nach Entwurf mit entsprechenden Fenster- und Türöffnungen vorgefertigt waren, fügte man in ein Stahlskelett ein. Die Dachbinder bestanden ebenfalls aus Leichtbaustahlprofilen, die fachwerkartig angeführt waren und einen freien Dachraum bildeten. Als Dachdeckung waren normale Ziegel vorgesehen. Ausreichende Wärmedämmung konnte durch die Ausbildung der Außenwand als Doppelwand erreicht werden, das Auffüllen der



■ 2 Messerschmitt-Bauart, wie sie von der Fertigungsgesellschaft Neue Technik in ihrer Werbebroschüre 1949 vorgestellt wurde.



■ 3 Rohbau eines in Messerschmitt-Bauart erstellten Wohnhauses. Die vorgefertigten Konstruktionselemente sind gut zu erkennen.



■ 4 Dachstuhl aus fachwerkartig zusammengefühten Leichtbau-Stahlprofilen.

Luftschicht mit Wärmedämmstoffen sorgte für zusätzliche Isolierung. Nach der Montage des Hauses wurde es in ortsüblicher Weise verputzt, Türen, Fenster und Treppen (die auf Wunsch ebenfalls von Messerschmitt bezogen werden konnten) anschließend eingesetzt. Die oben erwähnte Broschüre legt besonderen Wert darauf, daß „Häuser in der Messerschmitt-Bauart sich äußerlich nicht von Bauten bisher üblicher Bauweise unterscheiden.“

Schlicht und unauffällig wirkte das Äußere des ehemaligen Meisterwohngebäudes in Spaichingen mit seinen symmetrisch über die Fassaden verteilten Fensteröffnungen. Die Messerschmitt-Bauweise kam über einem in herkömmlicher Weise erstellten Kellergeschoß zur Anwendung. Ebenfalls konventionell war das Treppenhaus mit Leichtbausteinen als geschlossener Treppenraum bis unter das Dach gemauert. Zur Belichtung dieses Raumes diente das schmale, geschoßübergreifende Fenster über der Eingangstür, das auch von außen eine Abwechslung – wie oben beschrieben, bei der Messerschmitt-Bauweise durchaus gewollt – vom üblichen schematisierten Einheitsentwurf der Messerschmitt-Häuser dokumentierte. Im Innern des Gebäudes waren zwei 4-Zimmerwohnungen mit Küche und Bad untergebracht. Die Räume gruppierten sich U-förmig um den Treppenbereich.

Systeme zur Vorfertigung von Gebäuden entstanden nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Abgesehen von großformatigen Steinquadern, die schon im Altertum über weite Strecken zur Baustelle transportiert wurden, war es vor allem der Grundstoff Holz, der sich bei der Vorfertigung von Gebäuden anbot. In England zum Beispiel fertigte man schon im 17./18. Jahrhundert Gebäude für Gebiete in Übersee vor, in Österreich Gebäude für militärische Zwecke. Im Stahlbau bildeten industrielle Fertigung und Montage bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine Einheit. Die erste vorgefertigte Tragkonstruktion dürften die Betonbalken des Casinos in Biarritz aus dem Jahre 1891 sein. Versuche, Wohnbauten aus Beton- und Stahlbetonfertigteilen zu montieren wurden verstärkt nach dem Ersten Weltkrieg gemacht. Die Hauptgründe dafür dürften – gegenüber der konventionellen Bauweise – im geringeren Materialbedarf, der Einsparung ausgebildeter Arbeitskräfte sowie der witterungsunabhängigen Fertigung verbunden mit einer verkürzten Bauzeit liegen. Das Senken der Bauko-

sten – nur möglich bei großen Fertigungszahlen – war ein wichtiges Ziel von Herstellern und Förderern dieser Bauweisen. Nach 1933 wurden die „Fertighausversuche“ eingestellt, und erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann die Vorfabrikation mit Stahlbetonfertigteilen zu einer selbständigen Bauweise zu werden. Aus der Notlage (Mangel an Arbeitskräften und Baumaterialien, große Wohnungsnot durch Zerstörungen und Zuzug) entstand eine jetzt allgemein anerkannte Bauweise, die durch Massenproduktion gekennzeichnet ist. Konstruktionsbasen waren Holz, Beton und Stahl, wobei nach 1945 mehr neue Bauweisen in Beton aufkamen, als in allen anderen Baustoffen zusammen. Die Messerschmittbauart zählte als Tafelbauweise auch dazu.

Starke Beachtung fand die Entwicklung und das Erstellen von „Messerschmitt-Häusern“ in der Presse. Modellhäuser wurden u. a. in München-Ramersdorf sowie in Burghausen an der Salzach zu Beginn des Jahres 1949 erstellt.

Einem zeitgenössischen SPIEGEL-Artikel zufolge führte Prof. Willy Messerschmitt bei der Einweihung eines Musterhauses u. a. aus: Wenn er es schon nicht habe verhindern können, daß zahlreiche Wohnstätten zerstört worden waren, so wolle er jetzt durch seine Baumethoden zur Errichtung neuer Wohnstätten beitragen. Aus einem späteren Abschnitt desselben Artikels werden – entgegen den von Messerschmitt vorgebrachten, rein sozialen – nun die wohl wichtigeren, wirtschaftlichen Gründe deutlich, die ihn veranlaßten sich dem Hausbau zuzuwenden. Es heißt dort: „Die Platten stellt zur Zeit noch das Schaumbeton-Werk Hebel in Emmering bei Fürstfeldbruck her. Sonst produziert Messerschmitts ‚Neue Technik‘ in Augsburg vom Keller bis zum Schornstein alles selbst. Direktor Lindner läßt das Fließband in Halle IV der ehemaligen Augsburger Flugzeugwerke nicht zur Ruhe kommen.“

Im Potsdamer Abkommen wurde 1945 von den Siegermächten bestimmt, daß Deutschland vollständig abgerüstet und entmilitarisiert, die deutsche Kriegsindustrie abgebaut werden sollte. Diese Regelung traf insbesondere die in der Kriegsproduktion führenden Firmen, die sich nun andere Arbeitsfelder suchen mußten, sofern ihnen überhaupt eine Produktion gestattet und ermöglicht wurde. Neben Messerschmitt versuchten sich auch

weitere Firmen im Wohnungsbau. Schon 1947 entwickelte die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN) ein Stahlhaus. Die aus 1 mm dicken Tiefziehblechen bestehenden Außenwandtafeln erhielten einen Sperrholzplattenabschluß nach der Innenseite. In der Zeitschrift „Der Baumeister“ wurde 1950 das sogenannte „Dornier-Heim“ vorgestellt. In Zusammenarbeit mit dem Architekten Walther Schmidt entstand ein besonderer Fertighaustyp, nämlich ein zweigeschossiges Einfamilien-Reihenhaus. Dieses Reihenhaus war schon weitgehend mit Einbaumöbeln versehen, „der Bezieher benötigt(e) lediglich die Wohnzimmermöbel, 2 bis 3 Betten, einen Tisch für den größeren Kinderschlafraum und einige Stühle.“

Nicht nur in Deutschland wurden die Fertigungsanlagen sowie das Know-How führender Rüstungsfir-



■ 5 Lustron-House USA, Stahlgerippehaus mit Stahltafelverkleidung.

men nach dem Krieg für den Wohnungsbau nutzbar gemacht. Gustav Kistenmacher, der selbst Fertighäuser entworfen hat, beschreibt in seinem 1950 erschienenen Buch „Fertighäuser“, daß schon im Frühjahr 1944 in England die ersten Verhandlungen über den Nachkriegswohnungsbau begonnen hatten. „Man überlegte sich, wie man einerseits dem verhängnisvollen Wohnungsmangel, andererseits aber auch der drohenden Stilllegung der ausgedehnten Flugzeugfabriken nach Kriegsende begegnen könnte.“ Es

wurde eine eigene Organisation geschaffen: The Aircraft Industries Research Organisation on Housing (Airoh). Diese war mit der Entwicklung von Aluminiumhäusern beauftragt. In den Jahren 1946–48 entstanden in England etwa 54.500 solcher Gebäude. In Amerika widmete sich u. a. die Lustron-Corporation, Columbia, Ohio, die im Kriege durch die „Curtis-Wright“-Kampfflugzeuge bekannt geworden war, dem Hausbau. Das Lustron-Fertighaus war ein Stahl-Gerippehaus mit Stahltafelverkleidung.

In den folgenden Jahren wurde die Messerschmitt-Bauweise selbst etwas verbessert. Schwachstellen blieben nach Aussagen eines ehemals bei der Firma Hebel beschäftigten leitenden Angestellten – diese Firma stellte wie oben schon erwähnt die Porenbetonplatten her – weiterhin die Stahlrahmen und Schrauben, die sehr korrosionsgefährdet waren. Seiner Erinnerung nach wurde die Produktion der Messerschmitthäuser 1951/52 eingestellt.

Die laut Denkmalschutzgesetz vorgesehene Prüfung, ob der Erhalt des ehemaligen Meisterwohngebäudes in Messerschmitt-Bauweise dem Eigentümer zugemutet werden könne, ergab im Januar 1991: Der Erhalt des Gebäudes darf aus wirtschaftlichen Gründen nicht zur Auflage gemacht werden. Damit war der Weg zum Abbruch frei. Die Übernahme durch ein Museum an Ort und Stelle, bzw. die Translozierung des Wohnhauses in ein Freilicht/Technikmuseum war nicht möglich. Nach einer ausführlichen Dokumentation wurde das Gebäude Bulldozern und Spitzhacke überlassen. Wieder einmal verschwand ein, sich dem Betrachter auf den ersten Blick nicht erschließendes, aussagekräftiges Baudenkmal der Nachkriegszeit.

Dr. Gitta Reinhardt-Fehrenbach
LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.



■ 6 Dornier-Haus, Gartenseite.

Die Hütte

Leo Schmidt



■ 1 Die „Hütte“ von Westen zu Beginn der Renovierungsmaßnahmen.

Daß Kulturdenkmale nicht immer prächtig und vornehm sein müssen, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Aber wenn ein aus Trümmerschutt zusammengeflacktes Machwerk, das selbst für seinen Erzeuger und seine Bewohner immer nur „die Hütte“ war, sogar als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch eingetragen ist, dann mag mancher hierin vor allem eine besondere Narretei der Denkmalspfleger vermuten. Merkwürdig allerdings, daß bereits der damalige Oberbürgermeister von Freiburg im Frühjahr 1948 angesichts riesiger Trümmerfelder anscheinend nichts dringenderes zu tun hatte, als den Denkmalschutz für eben dieses damals erst wenige Jahre alte Bauwerk zu fordern. Was also ist dran an diesem Gebilde?

„Die Hütte“ ist ein eingeschossiges Wohnhaus östlich der Innenstadt von Freiburg am sogenannten Sandfang gelegen, einer Engstelle zwischen der Dreisam und dem hier steil über der Kartäuserstraße aufragenden Schloßberg. Ihr Baukörper gliedert sich in einen rechteckigen Mittelblock mit flachem Satteldach,

der den Hauptraum enthält, und zwei sich nach Süden aufspreizende Flügel mit Pultdächern. Die Mauern sind aus Bruchstein; eine Lattenkonstruktion rahmt die Fensteröffnungen und trägt das mit Teerpappe gedeckte Dach.

Entworfen und gebaut wurde „die Hütte“ von Karl Selg. Der 1918 in Konstanz geborene Selg machte zunächst eine Lehre als Zimmermann, ehe er von 1935–1939 am Staatstechnikum und von 1939–1942 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Architektur studierte; sein Diplom erwarb er bei Otto Ernst Schweizer. Angesichts des Luftkriegs und der fortschreitenden Zerstörung der Städte suchte der nun, nach kurzem Einsatz an der Ostfront, in Freiburg arbeitende Selg nach praktikablen schnellen Lösungen für das immer dringendere Problem, den Ausgebombten neuen Wohnraum zu verschaffen. Schon vor dem großen Luftangriff auf Freiburg im November 1944, den er ahnte, verließ er seine Wohnung in der Freiburger Innenstadt (angeblich sah er vor seinem geistigen Auge bereits den Turm der benachbarten

Universitätskirche auf sein Domizil stürzen) und baute sich vor der Stadt die Kernzelle der „Hütte“ als Prototyp einer von ihm erdachten Baukonstruktion. Der Vorzug dieser Baukonstruktion war, daß sie aus dem Trümmerschutt zerstörter Häuser möglichst ohne weitere Baumaterialien errichtet werden konnte, und zwar von überwiegend unqualifizierten Arbeitskräften. Für den Bau der Kern-Hütte im Sommer 1944 mußte der Trümmerschutt allerdings, da Freiburg ja noch nicht nennenswert bombardiert worden war, durch Bruchsteinmaterial des benachbarten Schloßberges simuliert werden. Erst die in einer zweiten Bauphase angefügten Flügel zeigen auch Spolienmaterial; erkennbar sind beispielsweise Fragmente von Fenstergewänden. Form und Gestaltung indessen machten aus der Materialnot eine Tugend. Anordnung und Proportionen des Baukörpers geben der „Hütte“ den Charakter eines Bungalows. Der Bruchsteinschutt wird zum gestalterischen Element; flache Dachneigung und Fensterbänder sind progressiven Vorbildern verpflichtet.

In dieser Hütte entwickelte Selg im Jahr 1946 nicht nur ein schlichtes System zur Errichtung von Behelfsbauten, sondern sah in diesem nichts geringeres als den Schlüssel zu einer umfassenden baulichen, aber auch geistigen Erneuerung: „Wenn man einst die Selgschen Kleinhaus-Siedlungen durchschreiten wird, wird man den Eindruck empfangen, sich durch blumig-fruchtbares Gartenland zu bewegen, während hinter der Steinfassade der von der Straße abgewandten Reihenhäuser sich ein geräumig bewegliches Wohnen entfaltet, Terrasse, Rasen und Gärten von behaglich geborgenen Menschen erfüllt sind. ... Hier wird der Mensch aus dem Massenbetrieb herausgezogen, in den ihn der Materialismus der Neuzeit verstrickt hat, hier kann der Bewohner sich wieder mit der Erde auseinandersetzen, von der er sich zu seinem Unglück abgewandt hat, mit ihr Zwiesprache halten und darin schönste Erholung finden“.

Unter dem Titel „Was bedeuten die Selg-Bauten“ propagiert er auf 20 eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten die segensreichen Eigenschaften seines Bausystems, wobei er von sich in der dritten Person schreibt, zweifellos um seine „Selg-Bauten GmbH“ als Großbetrieb erscheinen zu lassen. Er beginnt mit der noch recht konkreten Darstellung, wie der Eigentümer neben seinem zerstörten Wohnhaus eine „bewohnbare Bauhütte unter Verwertung der Trümmer nach dem von Selg hierfür geschaffenen Grundriß erstellt. ... Bei dem Bau der Hütte wie auch bei den sonstigen Selg-Bauten findet der von Selg erfundene, beim Patentamt Paris angemeldete Binder Verwendung, der Trümmaterial nahezu ohne Bindemittel als stabile Mauern verwendet, geborgenes Baumaterial produktiv stapelt“.

Die nächste Entwicklungsstufe sieht der Architekt in den „Selg-Kleinhäusern“, die sich „als je sechs in sich abgetrennte eingeschossige Eigenheime aneinander(reihen). Jedes von ihnen bietet eine Wohnfläche von 35 qm. Es ist für eine fünfköpfige Familie gedacht“. Die durchdachte, bewegliche Innengliederung und Einrichtung, darunter auch „1 groß angelegter gemauerter Wasch-Spültrog, der als Sitzbadewanne benützt werden kann“, soll dem „menschlichen Bedürfnis nach freier Beweglichkeit und Abwechslung gerecht werden ... Wohnung und Garten gehen wie in Landvillen über die Terrasse ineinander über, der Bewohner ist nicht in sein Mau-

erwerk eingesperrt. Diese Freiheit nimmt dem Selgschen Kleinhaus das Gefühl der Enge, das Ärmliche, sie verleiht ihm etwas Großzügiges“.

Auf den folgenden Seiten vergaloppiert sich der damals 28jährige in immer größere Visionen: „Architekt Selg sieht in seinen Bauten nicht nur die geeignete Lösung für eine beschleunigte Beseitigung der Wohnungsnot und ein dem Gesamtvolke nützlichem Auffangen der Arbeitslosigkeit, sondern auch ein bedeutungsvolles Erziehungsprogramm ... Selg plant, Lehrkurse an der Baustelle abzuhalten, um den Baulaien auch das benötigte theoretische Wissen beizubringen. Bei einem großzügigen Aufgreifen der Selg-Bauten soll diese fachliche Wissensausbildung durch lehrbegabte Architekten in einer umfassenden Weise durchgeführt werden, und es schwebt ihm vor, daß dieser Ausbildungskurs in Verbindung mit der Mitarbeit an den Selgbauten denen, die in den Baumeisterberuf überwechseln, die Aufnahme in die Technische Hochschule erleichtert wird. Das alles ist in den grundlegenden Gedanken bis ins Einzelne vorbereitet.“

Mit der Beschaffung von Wohnraum und Arbeitsgelegenheit würde also ein Erziehungswerk Hand in Hand gehen, das uns in wachsender Zahl zu den so dringend benötigten Bauhandwerkern verhelfen würde, ohne die die gigantische Aufgabe, Deutschland neu aufzubauen, nicht bewältigt werden kann.“

Nicht nur die Gründung eines „Selg-Bauforschungsinstitutes“, „das allen Bauschaffenden mit Rat und Tat zur Seite stehen wird“, wird angekündigt, auch für „gesteigerte Ansprüche“ stehen „Selgsche Häusertypen in höherer Preislage“ zur Verfügung. Sie bieten „jede gewünschte Zahl von Stockwerken und Räumen, verkörpern dabei aber“, so die immer vollmundigeren Selbstpreisungen, „das Selg eigene Baudenken: sein Erspüren zeitgemäßer Wohnform, sein Loslösen von versteinerten Überlieferungen, seinen revolutionären Durchbruch zum blutvollen Leben, seine Synthese zwischen Sachlichkeit und Bildhaftigkeit. Immer drängt sein fürsorgliches Denken ihn dabei zur Natur, zu einer Vermählung erdgebundener Baulust mit der göttlichen Schöpfung. Immer respektiert er in seinen Bauplänen das angeborene Recht des Menschen auf Freiheit, auf Eigenleben, das auch im Wohnrecht zur Geltung zu kommen hat“.

Manche Gedanken und blumige



■ 2 Der nach Süden, zur Dreisam hin, geöffnete Hof mit den großen Glastüren des zentralen Wohnraums.



■ 3 Im zentralen Wohnraum der „Hütte“ sind noch die von Karl Selg entworfenen und gebauten Möbel erhalten.



■ 4 Eine Gruppe von „back-to-back-Häusern“ in der Waldstadt in Karlsruhe, erbaut nach Entwurf von Karl Selg. Besonders der mittlere Hauskomplex legt den Vergleich mit den Formen der „Hütte“ nahe.

Formulierungen Selgs erscheinen nur allzu zeitgebunden, etwa wenn vom „künftigen Heim des deutschen Menschen“ die Rede ist, von der „Treue zur Scholle“, vom „getreuen Ausharren auf altvertrauter Stätte“, oder wenn er die allgemeine Mutlosigkeit angesichts der Trümmerberge mit den Worten anprangert: „Fast kennen wird das deutsche Volk nicht wieder, das sich seiner regsamen Kraft stets bewußt war und durch Schwierigkeiten eher angestachelt als abgeschreckt wurde“. Doch seine Architektur hat nichts gemein mit der „anständigen Baugesinnung“ der Nazizeit, die eher brave Lochfassaden und ausgeprägte Dächer akzeptierte. Kurz vor dem Ende des Typoskripts fällt schließlich der entscheidende Name: Frank Lloyd Wright. Selg zitiert ihn zwar nur als Kronzeugen für die These, daß allein die Gartenstadt dem Menschen gemäß sei, während die Verdichtung in innerstädtischen Ballungsgebieten zu einer Zerstörung der menschlichen Gesellschaft führe. Doch der Vergleich der „Hütte“ mit zeitgenössischen Villen Wrights gibt auch den Schlüssel zu den Quellen von Selgs ästhetischer Inspiration.

Mit einem „Mahnruf zum Aufbruch“ schließt die Schrift der „Selg-Bauten GmbH“, nicht ohne die Beteuerung, das Pamphlet entspringe „zuwenigst geschäftlichen Aspirationen sondern dem heißen Wunsche des Idealisten Selg, mit seiner Begabung als Baumeister das mutlose Volk aufzu-

rütteln, ihm den Weg durch die hochgetürmten Schwierigkeiten zu weisen“.

Die hemmungslose Selbstüberschätzung und der messianische Anspruch des jungen Architekten, der sich – in seinem aus Trümmern aufgeschichteten Bau sitzend – mit immer gigantischeren Luftschlossern über das allgemeine Elend hinwegtröstet, sollten indessen nicht über den kleinen soliden Kern in der aufgeblähten Schale hinwegtäuschen. Es blieb nämlich nicht bei dem Hütten-Prototyp am Sandfang; sowohl die „bewohnbare Bauhütte“ als auch der Reihenhaustyp der „Selg-Kleinhäuser“ wurden in zahlreichen Exemplaren ausgeführt.

Fotos der unmittelbaren Nachkriegszeit zeigen die ersten inmitten der Ruinen der Innenstadt; ein Musterhaus stand beispielsweise am Bertholdsbrunnen. Bei der Universitätsklinik hingegen wurden fünf Zeilen des aus jeweils sechs Abschnitten bestehenden Reihenhaustypus errichtet. Langes Leben war diesen Bauten jedoch nicht beschieden; die Ausführung des Wiederaufbaukonzeptes ging über die Behelfsbauten in der Innenstadt hinweg; die Siedlung an der Klinik mußte 1955 den neuen Schwesternwohnheimen weichen. Nur der Prototyp am Sandfang blieb stehen, bis 1986 bewohnt von der früheren Ehefrau des Architekten, und seither im Besitz eines Idealisten, der den Bau einfühlsam repariert.

Damit könnte die Geschichte von der „Hütte“ und ihrer Aussagekraft zum Ende kommen. Doch mit der Rolle als Zeugnis und materielle Quelle für die Zeit der Zerstörung und des Wiederaufbaus ist die architekturgeschichtliche Bedeutung dieses Bauwerks noch nicht ausgeschöpft: Es gab einen Epilog. Selg nämlich machte Karriere und wurde Professor für Siedlungsbau an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, und es lohnt sich, einen Blick auf eines seiner bedeutendsten Werke zu werfen, die Waldstadt in Karlsruhe. Hier gibt es die „back-to-back-Häuser“, und unter ihnen eine Doppelreihe eingeschossiger Einfamilienhäuser mit sägezahnartig vortretenden Flügeln, die jeweils kleine Vorhöfe definieren – schicke Reihengebäude für den gehobenen Anspruch der Wirtschaftswunderzeit. Die Proportionen, das flach geneigte Dach, die schräg geschnittenen Grundrisse, die aufgespreizten Vorhöfe, die Position in der (hier allerdings nicht ganz einsamen) Natur – dies alles kommt uns sehr bekannt vor. Die Ähnlichkeiten mit Selgs „Hütte“ am Freiburger Sandfang werden im Vergleich unmittelbar deutlich, auch wenn das Lebensgefühl der „Hütte“ von dem der „back-to-back-Häuser“ so weit entfernt ist wie ein Holzgaser-Benz vom Mercedes-Cabrio.

Dr. Leo Schmidt
LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.

Landesdenkmaltag Baden-Württemberg 1992

Denkmalpflege und Öffentlichkeit

Am 30. September und 1. Oktober 1992 lädt das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg zu einer Fachtagung in die Pfullinger Hallen ein, in jenes „Gesellschaftshaus“, das Theodor Fischer 1904–07 in Pfullingen, Krs. Reutlingen, errichtete. Das Landesdenkmalamt wird sich im Dialog mit seinen ständigen Partnern mit Fragen befassen, die die Öffentlichkeit an Denkmalschutz und Denkmalpflege stellt. Fragen, die großes Interesse, Erwartungen aber immer wieder auch Mißverständnisse und Kontroversen enthalten. Antworten sollen in Vorträgen und Diskussionen gegeben werden, um weitere tragfähige

Kooperationsmöglichkeiten in der Denkmalpflege aufzuzeigen. Schwerpunkte in der Archäologie bilden dabei die Prospektion des Denkmalbestandes und die Höhlenarchäologie, die auch auf einer Exkursion vorgestellt wird. Vor allem zwei Themenkomplexe bestimmen die Tagung: Am 1. Tag beschäftigt sich „Eine Epoche im Blickfeld“ mit der Zeit zwischen 1871 und 1918. Sie hinterließ einen Denkmalbestand aus dem sich vielfältige Aspekte sowohl in der Denkmalerfassung als auch in der Erhaltung und in der Nutzung ergeben. Auch hier besteht Gelegenheit, das Gehörte auf Exkursionen zu vertiefen.

Wenn am 2. Tag die Frage „Denkmalbereiche – ein Defizit?“ gestellt wird, will das Landesdenkmalamt Vorteile und befürchtete Nachteile des Schutzes von historisch geprägten Bereichen auch aus der Sicht der Betroffenen beleuchten. Die Fachtagung wendet sich an Vertreter aller an Denkmalpflege und Denkmalschutz beteiligten Berufsgruppen und Institutionen. Der angesprochene Kreis erhält gesonderte Einladungen. Auskünfte: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-23 83.

Mitteilungen

Württembergischer Archäologiepreis 1992

Anerkennung für Vorzeitforscher aus Leidenschaft

Der Württembergische Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken wird 1992 zum elften Mal ausgeschrieben. Mit ihm werden Persönlichkeiten geehrt, die sich aus privater Initiative um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, publizistische Aufbereitung oder Präsentation von vor- und frühgeschichtlichen Funden in Württemberg besonders verdient gemacht haben.

Der Preis ist ausgestattet mit 5000 DM und einer Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf. Über die Preisverleihung entscheidet eine Jury aus Repräsentanten des Innenministeriums, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern sowie der genossenschaftlichen Banken. Die Ehrung des Preisträgers erfolgt in einer öffentlichen Veranstaltung.

Vorschläge zur Verleihung können von jedermann bis zum 30. Juni 1992 an den Württembergischen Genossenschaftsverband, Postfach 101740, 7000 Stuttgart 1, gerichtet werden.

Buchbesprechungen

Rainer Stommer (Text) / Dieter Mayer-Gürr (Foto): Hochhaus, der Beginn in Deutschland, Marburg 1990

„Die vorliegende Dokumentation der frühen Hochhausbauten in Deutschland will einen vollständigen Überblick über alle errichteten Gebäude bis 1945 geben.“ Mit diesem Satz aus dem Vorwort umreißt der Autor eine überaus anspruchsvolle Aufgabe, die zu lösen er sich in diesem Buch vorgenommen hat. Eine solch umfassende Arbeit über diese faszinierende und besonders in zeitgenössischer Literatur heiß diskutierte Bauaufgabe lag bisher noch nicht vor. Im ersten Kapitel dieses Buches („Zwischen Traum und Geschäft“) werden die Frage nach

der Definition des Begriffs Hochhaus und die Geschichte dieses Bautyps bis zu seinem ersten Auftreten in Deutschland behandelt. Erste Hochhäuser wurden in Großstädten der USA, allen voran in New York und Chicago gebaut. Raumnot und Repräsentationsbedürfnis waren Haupttriebfedern für deren Entstehung, und beide Gründe waren wohl auch maßgebend für die Errichtung von Hochhaus-Vorläufern im europäischen Mittelalter (z. B. San Gimignano, Regensburg), die aber für die Entwicklung des modernen Hochhauses keine Rolle spielten.

Was ist denn ein Hochhaus? Da gibt es zum einen die (von Stommer nicht zitierte) Definition in Wasmuths Lexikon der Baukunst 1931: „Ein Hochhaus ist allgemein ein Haus von mehr als fünf Geschossen.“ Zum anderen heißt es in der baden-württembergischen Landesbauordnung von 1983 (Stommer zitiert die an dieser Stelle fast gleichlautende Bauordnung Nordrhein-Westfalens): „Hochhäuser sind Gebäude, bei denen der Fußboden mindestens eines Aufenthaltsraumes mehr als 22 m über der für das Aufstellen von Feuerwehrfahrzeugen notwendigen Fläche liegt.“ Beide Definitionen gehen noch auf Bauvorschriften der zwanziger Jahre zurück, denn „die Bebauung im Zentrum Berlins war bis 1925 in der Regel auf der Höhe von 22 m bei maximal fünf Geschossen beschränkt. Ähnliche Vorschriften galten . . . in den meisten deutschen Ländern“ (S. 14). Für Stommer ist diese Untergrenze zu niedrig, da durch Einzeldispense (in Berlin z. B. seit 1921) „in den Innenstädten Deutschlands eine fast unüberschaubare Anzahl von Häusern mit sechs oder sieben Geschossen“ (S. 14) entstanden. Er schlägt eine Höhe von 35 m bei mindestens neun Geschossen als Untergrenze vor. Andererseits möchte er mit guten Gründen Fabrikbauten hinzunehmen, ausgenommen Lagerhäuser und technische Turmbauten (Silos, Wassertürme usw.) dafür aber Wassertürme mit Wohngeschossen unterhalb des Hochbehälters. So ergibt sich ein etwas verwirrendes Bild dessen, was der Autor unter „Hochhaus“ versteht. Eine ganze Reihe von Gebäuden, die in den zwanziger und dreißiger Jahren als Hochhäuser oder „Turmhäuser“ entstanden und als solche bis heute angesehen werden, bleibt unberücksichtigt. Stommer möchte einen Teil von ihnen als „Protohochhäuser“ dennoch behandeln, wie er andererseits für Fabriken und Wassertürme mit Wohngeschossen den Begriff „Pseudohochhäuser“ vorschlägt.

Dadurch wird jedoch keine größere begriffliche Klarheit erreicht, denn eine konsequente Anwendung ist nicht nachprüfbar. Es fehlt nämlich ein Katalog der von Stommer erfaßten Hochhäuser, und erst mit einem Katalog, versehen mit den wichtigsten Baudaten, wäre die Bezeichnung Dokumentation für die vorliegende Publikation gerechtfertigt. So ist m. E. das Hauptziel dieses Buches nicht erreicht worden. Ein gewisser Mangel an Systematik wird auch an den Bildern deutlich: Zwar soll laut Vorwort „die Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Zustands erhaltener Bauten“ . . . „gleichberechtigt neben das Ziel einer historischen Dokumentation“ treten, doch verschweigen sämtliche Bildlegenden und der Abbildungsnachweis das jeweilige Aufnahmedatum, so daß es bisweilen ein genaues Hinsehen erfordert, will man Vorkriegs- von Nachkriegsaufnahmen unterscheiden. Immerhin sind fast alle Fotos des Co-Autors Mayer-Gürr mit einem beigen Raster unterlegt und somit datierbar, aber eben nur fast alle, wie aus dem Abbildungsnachweis hervorgeht.

Kann man also bei diesem Buch nicht von einer Dokumentation sprechen, so bietet es dennoch als Informationsquelle sehr viel Lesens- und Sehenswertes über das Hochhaus und seine Verbreitung in Deutschland. Den heutigen Leser mag es überraschen zu erfahren, daß sich dem Hochhausbau zu Anfang dieses Jahrhunderts als bedeutender Gegner eine „Allianz aus Kapital und Bodenbesitz“ (Stommer S. 22) entgegenstellte, die mit entsprechenden Aufkäufen auf eine flächenhafte Ausdehnung der Großstädte spekuliert hatte. Stommers Hinweis, daß wichtige und frühe Hochhäuser nicht in Berlin mit seiner zu nächst restriktiven Baupolitik, sondern in der „Provinz“ entstanden, läßt die Schwierigkeiten ahnen, zu einem Überblick über diese Bauten zu kommen. Die Hochhäuser werden in den einzelnen Kapiteln (mit plakativen Überschriften, wie z. B. „Die Schaltzentralen der Industrie“ oder „Der verwaltete Bürger“) nach ihrer Nutzung vorgestellt. Dadurch ließen sich zwar in den jeweils einleitenden Absätzen Wiederholungen nicht vermeiden, dafür werden aber bestimmte Charakteristika der Weimarer Zeit schlaglichtartig erhellt. Beispielsweise spiegelt sich die reiche Presselandschaft dieser Zeit in den vielen Pressehochhäusern wider, unter denen das Hochhaus des Stuttgarter Tagblatts (1927–28 von Oßwald) durch seine moderne Formensprache (entsprechend der liberalen Gesinnung des

Zeitungsverlegers) sich heraushebt. Eindrucksvolle Beispiele von Bauten der öffentlichen Verwaltung in Württemberg sind das Rathaus mit Wasserturm in Kornwestheim (1933–35 von Bonatz) und das nicht mehr stehende Posthochhaus in Schorndorf (1930–31 von Luz), während bei der Stuttgarter Oberpostdirektion (1925–28 von Luz) der Hinweis vergessen wurde, daß das heutige Gebäude lediglich eine Kopie des kriegszerstörten Ursprungsbaus ist. Interessant auch die Erkenntnis, daß die Hochhäuser in Deutschland häufig nicht „Turmhäuser“ im eigentlichen Sinne sind, sondern durchaus auch breitgelagerte Proportionen aufweisen können, wie z. B. der Stuttgarter Mitnachtbau (1926–28 von Eisenlohr und Pfennig). Von weiteren noch stehenden Bauten in unserem Bereich finden Erwähnung die evangelische Diakonissen-Anstalt bei Schwäbisch-Hall (1932–34 von Bihl), die chirurgische Universitätsklinik in Tübingen (1930–35 von Daiber), das Hochhaus der Siedlung Schönblick in Stuttgart (1927–28 von Beer) und der Otto-Mörücke-Turm in Konstanz (ein Wasserturm mit Wohngeschoss einer Jugendherberge, 1928–31 von Schuhmacher).

Volker Osteneck

Hans Ulrich Nuber, Karl Schmid, Heiko Steuer und Thomas Zotz (Hrsg.), Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland. (= Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 1). Sigmaringen: J. Thorbecke Verlag 1990. 486 S. mit 110 Abb. und zwei Faltplänen, Leinen.

Mit diesem voluminösen Band legt der 1984 an der Universität Freiburg von der Abteilung Provinzialrömische Archäologie des Seminars für Alte Geschichte, der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte gegründete Forschungsverbund **Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland** die Erträge eines Kolloquiums vor, das 1985 zur Vorstellung des Gesamtunternehmens abgehalten wurde. Es diente der Begründung des Vorhabens und gab zugleich erste Einblicke in die einzelnen Arbeitsbereiche des Verbundes.

Die insgesamt fünfzehn Beiträge lassen sich grob gesprochen in drei Hauptblöcke, einen archäologisch-frühgeschichtlichen, einen landesgeschichtlich-frühmittelalterlichen und einen beide Bereiche übergrei-

fenden gliedern. Am Beginn gibt Karl Schmid: Die „Begründung und Zielsetzung des Forschungsvorhabens“, wobei er herausstellt, daß der gewählte Zeitraum mit seiner Folge tiefgreifender Umwälzungen vom Ende der Latène-Zeit bis zum Übergang des deutschen Königtums an die Salier bis heute konstituierend war für das Erscheinungsbild des deutschen Südwestens und darüber hinaus. Die räumliche Begrenzung des Arbeitsgebiets zu begründen fällt dagegen erheblich schwerer, da allen Beteiligten bewußt ist, daß historische Räume innerhalb heutiger Grenzen nur bedingt gespiegelt werden, und gerade der gewählte Raum in der zur Bearbeitung vorgesehenen Zeit weit offener und viel stärker Brücke in kultureller und politischer Hinsicht war, als dies bestehende Grenzen zunächst erkennen lassen. Hier will man sich durch Einbeziehung der Forschungsergebnisse vor allem aus der „Regio“ helfen und der vorzustellende Band beweist dies bereits in reichem Maße.

Eine der Kernaussagen Schmidts ist die Feststellung: „Das Zueinander von Bodenzeugnissen und Schriftzeugnissen methodisch einwandfrei zu diskutieren und beide Zeugnisgruppen für ein nicht auseinanderklaffendes, sondern zusammenstimmendes Geschichtsbild auszuwerten, ist eine Aufgabe, deren Lösung noch weitgehend aussteht. Denn fächerübergreifende Forschung will nicht nur gefordert, sondern durchgeführt sein.“ Sollte es gelingen, dieses Ziel auch nur in Ansätzen zu erreichen, hätte sich die Anstrengung gelohnt.

Betrachtet man den Band als Ganzes, können wir ihn als eine tour d'horizon durch den zur Bearbeitung vorgesehenen Zeitraum ansehen, dessen einzelne Beiträge weitgehend unvermittelt nebeneinander stehen und den angekündigten Verbund allenfalls ahnen lassen. Dabei scheinen die Verbindungen zu den Naturwissenschaften zur Zeit noch leichter zu knüpfen als die zwischen Archäologen und Historikern, obwohl die gewählte Zeitspanne sich wie kaum eine andere zur kombinierten Betrachtung anbietet. Siedlungsgeschichte, Burgenforschung und Wirtschaftsgeschichte in kleinen Räumen oder an ausgewählten Beispielen in konzentrierter Anstrengung zu betrachten, müßte ungleich ertragreicher sein als die Verfolgung des angestrebten Zieles in der bisher geübten Einzelkämpfertradition. Es bleibt zu hoffen, daß die weitere Entwicklung des Projekts in diese Richtung führt, zumal ge-

rade dies zu seinem erklärten Ziel gehört.

Die einzelnen Aufsätze bieten mit wenigen Ausnahmen neue Forschungsansätze, die geeignet sind, das Bild der Epoche in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Deshalb ist es außerordentlich zu bedauern, daß zwischen Kolloquium mit teilweise wohl unmittelbar danach erfolgter Manuskriptabgabe und Erscheinen des Bandes eine so lange Zeitspanne verstrich. Einige Beiträge, vor allem im archäologischen Bereich, sind deshalb infolge neuer Grabungen und Forschungen bereits ergänzungsbedürftig.

Dietrich Lutz

Foto Mühlbauer, Breisach 52.
foto schweizer, Schwäbisch Gmünd 45 Abb. 2, 50.
LDA – Freiburg 65, 66 Abb. 4.
LDA – Karlsruhe 69 Abb. 4.
LDA – Stuttgart 37–43, 46.
LDA – Tübingen 55–60.
B. Ludowici, Marburg 61–63.
M. Rothe, Freiburg 68, 69 Abb. 2 u. 3.
J. Schüle, Schwäbisch Gmünd Titelbild, 44, 47–49.
Städtisches Museum Schwäbisch Gmünd 45 Abb. 3.
G. Weber, Freiburg 53, 54.
Aus: G. Kistenmacher, Fertighäuser, Tübingen 1950 (mit frdl. Genehmigung des Wasmuth-Verlags, Tübingen) 66 Abb. 3, 67.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber/ Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986 Richard Strobel und Felicitas Buch Ortsanalyse

Heft 2, 1989 Ulrich Schnitzer Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988

H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988
H. 1.9. Schorndorf 1989

H. 3.1. Rottweil 1989
H. 3.2. Villingen-Schwenningen 1991

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Günter P. Fehring Unterregenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche

Band 2, 1974 Antonin Hejna Das „Schlöble“ zu Hummertsried. Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986 Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991 Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 12, 1991 Uwe Gross Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)
Bd. 1, 1974 Bd. 2, 1975
Bd. 3, 1977 Bd. 4, 1979

Bd. 5, 1980 Bd. 6, 1981
Bd. 7, 1982 Bd. 8, 1983
Bd. 9, 1984
Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986
Bd. 12, 1987
Bd. 13, 1988
Bd. 14, 1989
Bd. 15, 1990
Bd. 16, 1991

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Rolf Dehn Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972 Eduard M. Neuffer Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972 Teil 2: Alix Irene Beyer Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973 Teil 1: Gustav Riek Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973 Hans Klumbach Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975 Dieter Planck Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976 Hermann Friedrich Müller Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977 Jens Lüning, Hartwig Zürn Die Schussenrieder Siedlung im „Schloßlesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977 Klemens Scheck Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein,

Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978 Peter Paulsen, Helga Schach-Dorges Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981 Wolfgang Czysz u. a. Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982 Ursula Koch Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982 Mostefa Kokabi Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983 U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983 Christiane Neuffer-Müller Der alamannische Adelsbestattungsort und die Reihen-gräberriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983 Eberhard Wagner Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984 Joachim Hahn Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986 Margot Klee Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985 Udelgard Körber-Grohne, Hansjörg Küster Hochdorf I

Band 20, 1986 Studien zu den Militärgrenzen Roms III

Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987 Alexandra von Schnurbein Der alamannische Friedhof bei

Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986 Gerhard Fingerlin Dangstetten I

Band 23, 1987 Claus Joachim Kind Das Felsställe

Band 24, 1987 Jörg Biel Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987 Hartwig Zürn Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988 Joachim Hahn Die Geißelklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988 Erwin Keefer Hochdorf II Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988 Arae Flaviae IV Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988 Joachim Wahl, Mostefa Kokabi Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988 Wolfgang Kimmig Das Kleinaspergle

Band 31, 1988 Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988 Rüdiger Krause Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989 Rudolf Altkamp Das südliche Oberrheintal in frühromischer Zeit

Band 34, 1989 Claus Joachim Kind Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990 Jörg Heiligmann Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990 Helmut Schlichtherle Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990 Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990 Ursula Koch Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991 Sigrid Frey Bad Wimpfen I

Band 40, 1990 Egon Schallmayer u. a. Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990 Kurt Bittel, Siegwalt Schiek, Dieter Müller Die keltischen Viereckschanzen

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 5, 1985
Heft 6, 1985
Heft 7, 1985
Heft 8, 1986
Heft 9, 1987
Heft 10, 1987
Heft 11, 1988
Heft 12, 1988
Heft 14, 1991
Heft 15, 1991

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986
Band 1987 Band 1988
Band 1989 Band 1990

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-26 07
Telefax (0 70 71) 2 00-26 08

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21
Telefax (0 70 71) 4 11 23